

Aus dem

Zurenkriege.

Erlebnisse und Beobachtungen

eines

deutschen Mitkämpfers

(Franz Henkel).

~~~~~  
Elftes bis dreizehntes Tausend.  
~~~~~

Preis 1 Mark.

Schaffe, 1901.

Verlag von E. Kannengießer.

Ⓔ (Pam. 3)

29339

Ⓔ pam 3

Aus dem Burenkriege.

Erlebnisse und Beobachtungen

eines deutschen

Mitkämpfers.

(Franz Hentel.)

Preis 1 Mark.

Schalke, 1901.

Verlag von E. Kannengießer.

Alle Rechte vorbehalten.

Meiner

Mutter.

Eine Vorrede für viele Nachreden.

Wir leben schnell. Als ich den Fuß auf das Schiff setzte, um nach Südafrika hinüberzufahren, war alles voll der Bewunderung für die wackeren Buren. Wer nicht glaubte, daß die männermordende deutsche Kriegskunst, die ihre Erfolge gegen entsprechende Opfer erkaufte, für alle Ewigkeit gerichtet sei, der galt als ungebildeter Mensch und außerdem als schlechter Kerl.

Ist da plötzlich in der Sylvesternacht vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert eine Erleuchtung gekommen? Die pflegt doch sonst nicht gerade Folge eines Sylvesterrausches zu sein. Öfter, als gerade nötig ist, hört man heuer, daß — jeder — Deutsche es besser gemacht haben würde, als der Bur, der vom Kriegsführen nichts versteht. Ich erlaube mir, anderer Meinung zu sein.

Zur Person. Ich sollte drüben als fünftes Rad an oder auf dem Wagen zu einem Stabe kommandiert werden, zog es aber vor, da ich nicht Berufssoldat bin, als gewöhnlicher Freiwilliger zum Schiel'schen Korps zu gehen. Demgemäß schreibe ich weder als Offizier, noch als Berichterstatter, noch als Tugendprediger, sondern berichte nur einiges von dem, was ich als Gemeiner gesehen und gehört habe. Daß ich mit deutschen Augen gesehen und mit deutschen Ohren gehört habe, dafür kann ich nicht, und dessen schäme ich mich auch nicht.

Durch farbenprächtiges Gewand, durch schöne Bilder und prickelnde Episoden Leser anzulocken, ist nicht meine Absicht. Der Krieg ist ein Drama, aber kein Ausstattungstück. Gefühle schildern mag ich nicht. Die Absicht, die mich bei dem Schreiben beseelt, wird der Leser selbst

Eine Vorrede für viele Nachreden.

Wir leben schnell. Als ich den Fuß auf das Schiff setzte, um nach Südafrika hinüberzufahren, war alles voll der Bewunderung für die wackeren Buren. Wer nicht glaubte, daß die männermordende deutsche Kriegskunst, die ihre Erfolge gegen entsprechende Opfer erkauft, für alle Ewigkeit gerichtet sei, der galt als ungebildeter Mensch und außerdem als schlechter Kerl.

Ist da plötzlich in der Sylvesternacht vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert eine Erleuchtung gekommen? Die pflegt doch sonst nicht gerade Folge eines Sylvestertausches zu sein. Öfter, als gerade nötig ist, hört man heuer, daß — jeder — Deutsche es besser gemacht haben würde, als der Buir, der vom Kriegführen nichts versteht. Ich erlaube mir, anderer Meinung zu sein.

Zur Person. Ich sollte drüben als fünftes Rad an oder auf dem Wagen zu einem Stabe kommandiert werden, zog es aber vor, da ich nicht Berufssoldat bin, als gewöhnlicher Freiwilliger zum Schiel'schen Korps zu gehen. Demgemäß schreibe ich weder als Offizier, noch als Berichterstatter, noch als Tugendprediger, sondern berichte nur einiges von dem, was ich als Gemeiner gesehen und gehört habe. Daß ich mit deutschen Augen gesehen und mit deutschen Ohren gehört habe, dafür kann ich nicht, und dessen schäme ich mich auch nicht.

Durch farbenprächtiges Gewand, durch schöne Bilder und prickelnde Episoden Leser anzulocken, ist nicht meine Absicht. Der Krieg ist ein Drama, aber kein Ausstattungstück. Gefühle schildern mag ich nicht. Die Absicht, die mich bei dem Schreiben beseelt, wird der Leser selbst

herausfühlen. Manchen Namen, den ich nennen möchte, muß ich aus guten Gründen verschweigen.

Aus einer Rezension der Erinnerungen des Dr. Matthiolini, der bei Gronje war, ersehe ich, daß er mancherlei genau aufs Wort wie ich erlebt hat. Das ermutigt mich, vor die Öffentlichkeit zu treten, ohne erst die umfangreiche Litteratur über den Burenkrieg durchzublätern. Wahrhaften Genuß bereiten mir Lienhards „Burenlieder“ und des Grafen Pfeils „Staatengründungen“.

Der Verfasser.



Am letzten 11. Oktober des vorigen Jahrhunderts ritten die ersten Burenkommandos über die Grenzberge Natal's auf britisches Gebiet. Hoch gingen damals die Wogen der Begeisterung und des Mitgefühls für das kleine Bauernvölkchen, nicht bloß bei uns stammverwandten Deutschen, sondern überall in der Welt, wo man noch Mannesmut und Mannesstolz zu schätzen weiß. Da fuhr es sich leicht hinüber nach den Gestaden Südafrikas, zumal auch ein wenig Abenteuerlust und Siegeshoffnung die Segel schwellten. Wie andere deutsche Freiwillige ging ich in Neapel an Bord des Reichspostdampfers „Herzog“, der uns nach Lourenço-Marques bringen sollte. Über Port Said, wo wir zum ersten Male das Getümmel dreier Erdtheile anstaunten, führte uns der Kurs nach Sansibar, dessen Handel und Wandel wir mit Behagen und Ingrimme zugleich betrachteten. Dann ging es nach Dar-es-Salaam hinüber, dessen Anblick uns angenehm enttäuschte. Dar-es-Salaam ist kein elendes Negerdorf, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ringsum grüne Hügel und grüne Inseln, die den Hafen gegen jeden Wind und Sturm schützen; dazwischen Häuser, sauber und bunt, wie wenn sie der Weihnachtsmann uns aufgebaut hätte; neben uns die deutsche „Schwalbe“, deren Deck von neugierigen Matrosen in hellfarbigen Tropenanzügen bevölkert waren. Boote mit Schwarzen besetzt kamen über die blaue Flut daher geglitten, um uns an Land zu rudern. Die ganze Stadt sieht dem an deutsche Fabrikstädte gewöhnten Beschauer aus wie ein großer Garten, aus welchem die Häuser, vor allen die stattlichen Regierungsgebäude, hervorstachen. Die Straßen sind durchweg breit, gut gepflastert und ohne den gewohnten Schmutz. Die öffentlichen Bauten sehen stattlich und würdig aus. Was allen, zu unserer Freude auch den Nichtdeutschen, am meisten auffiel, war das höfliche und zurückhaltende Wesen der Schwarzen, die einen angenehmeren Eindruck machten, als die verkommene Bevölkerung Neapels, die wir bei unserem Abschiede aus Europa kennen gelernt hatten. In der Disziplin und Sauberkeit steht die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas zweifellos über der Stadt der Lazzaroni. Freilich vermißte man nicht ohne schmerzliche Empfindung das rege Leben und Treiben Sansibars, denn Dar-es-Salaam ist mehr Beamten- als Handelsstadt. Aber die ersten Anfänge eines neuen Lebens waren überall bemerkbar. Der Gouverneur

v. Liebert hat ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet. Wenn er nicht soviel leisten konnte, wie er wollte, so lag das sicher nicht an seiner Person. Wer mit Leuten gesprochen hat, die in Deutsch-Ostafrika etwas zu gewinnen oder zu verlieren haben, der wird es schmerzlich bedauern, daß dieser Mann, der nicht bloß schriftlich mit den Ansiedlern verkehrte, sondern sie gern selbst sah und — hörte, trotz seines Verdienstes nicht auf seinem Posten geblieben ist.

Von der deutschen Ostafrikaküste führen wir südlich über Mozambique, das nur noch ein Schatten früherer Größe ist, nach Beira, einer öden Wellblechbarackenstadt, die angeblich portugiesischer Besitz, in Wirklichkeit aber nur eines von den Kuckuckseiern der Herren Rhodes und Genossen ist.

Die Zeit wurde uns lang. Nicht als ob wir nicht genug Neues zu sehen und zu hören bekommen hätten. Es ist ein eigener Genuß, als Mann zu schauen, was man als Knabe gelesen oder geträumt hat. Wie rissen wir die Augen auf, als wir zum ersten Male einen tropischen Wald betraten! Apfelsinenbäume (Orangen), Kokospalmen, so hoch wie unsere Eichen, riesige Affenbrotbäume, an denen sich Gummilianen in die Höhe rankten, darunter ein Blument Teppich in allen Farben und Schattierungen, auf dem funterbunte Schmetterlinge umhertänzelten, in den Zweigen und Ästen der Bäume ebenso bunte Vögel, die wir nur zum kleinsten Teil mit Namen benennen konnten.

Aber unsere Ungeduld wurde immer nur größer. Der große Bär verschwand am Sternenhimmel, das südliche Kreuz zog allmählich herauf; die Delfine, unsere ersten Fahrtgenossen, verschwanden; Wolken von zierlich fliegenden Fischen begleiteten uns; mit Hohn und Jubel wurde der erste Haifisch begrüßt, der in die Angel biß.

Menschen, die sich früher überhaupt nicht gekannt hatten, wurden in der Zeit von wenigen Tagen Freunde für ihr Leben. Da war ein Student im 7. Semester, seines Zeichens Philologe, der keinen Paß, aber viel Mut hatte, ein freier Bursch ohne Menschenfurcht. Da war ein Maschinen-Ingenieur, ein österreichischer Deutscher von Geburt und Gesinnung, der eine auskömmliche Stellung aufgegeben hatte, um sein Alldeutschtum im Kampfe für die Bauern zu bethätigen, ein reifer, ausgewachsener Mensch, dessen steierisches Deutsch uns immer wieder an den gemütvollen Hofegger erinnerte. Der Dritte war ein junger Kaufmann aus Hamburg, eine sympathische Erscheinung und ein sympathischer Charakter. Er ging mit Einwilligung seiner Braut freiwillig auf das Schlachtfeld. — Es giebt auch noch tapfere Mädchen! — Mit den ersten Dreien hielt ein Gärtner aus dem Rheinlande zusammen, der bei

den Jägern gedient hatte. So wie diese Vier hielten auch andere Kreise zusammen. Weswegen die Einzelnen nach Afrika gingen, wer mag das wissen. Die Einen hegten ganz bestimmte Hoffnungen auf Gut und Geld, auf Farmen und Landhäuser, die Anderen wollten Menschen sehen oder in Not und Gefahr das Gruseln lernen, wie jener dünne Junge im deutschen Märchen. Die Dritten wollten fechten und nichts weiter, allerdings für eine gerechte Sache.

Einen bestimmten Zweck hatten nur die im Auge, die fechten oder in der Krankenpflege thätig sein wollten. Da war der solide ausdauernde L., der gutmütige F. und endlich der Hamburger K., Kaufmann von Beruf und Krankenpfleger nach Neigung. Er als Mitglied eines Wartburgvereins, ein klardenkender, warmfühlender Mensch, spiegelte wohl die alldeutsche Gesinnung am reinsten wieder. Alle drei gehörten der alldeutschen belgisch-deutschen Ambulanz an, die unter Leitung der Ärzte Dr. Albrecht, Bertelsmann, Fehler, Leiz, Thielemann und eines belgischen Arztes sich auf die Schlachtfelder Südafrikas begab. Der internationale Haß gegen England und die internationale Begeisterung für die Buren fanden ihren Ausdruck in den verschiedenen Abteilungen der holländischen, russischen und deutschen Ambulanzen sowie des Roten Kreuzes. Nahe steht mir besonders der Krankenpfleger E., der unter Dr. Rüttner in Jakobsdahl gewirkt hat.

Deutsche und Österreicher der III. Klasse hielten eng zusammen gegenüber dem Völkergemisch, das aus Portugiesen, Belgiern, Holländern, Russen, Slavoniern und Transvaalern, aus Indern, Persern und Malayen bestand. Ängstlich nied man Leute recht zweifelhafter Art, die in allen drei Kajüten zu finden waren. Was an Gesinnung unter uns lebte, sprach sich nur im Flüsterton aus, aus Angst vor den Spionen.

Je mehr wir uns unserem Ziele näherten, um so aufgeregter und unruhiger wurden die Reisenden des Herzogs. Zwar das Wetter war meist gut, die See war glatt, und der Herr des Himmels sah freundlich zu unserem Unternehmen, aber nicht so die Herren des Meeres.

Kriegsgefangen.

Am 4. Januar spät Nachmittags wurden wir von dem englischen Kreuzer „Thetis“ angehalten, auf Kriegs-Kontrebande untersucht und nach Durban geschleppt, angeblich, weil wir eine Ladung Schmiedeeisen an Bord hatten, das für Kriegszwecke verwandt werden konnte. 3 Offiziere und 15 Mannschaften besetzten unser Schiff, und wir hatten mehrere Tage hindurch die Ehre, englische Schildwachen mit aufgezanztem

Seitengewehr für unser Leben und unsere Sicherheit Tag und Nacht wachen zu sehen. Als wir uns der Rhede von Durban näherten, ließ der Kapitän des Herzogs die deutsche Reichspostflagge hissen, allein der kommandierende englische Offizier ließ sie herunterholen und die britische Kriegsflagge aufziehen. Lautlose Stille herrschte unter den Zuschauern als der englische Matrose am Mast herumhantierte. Nur zögernd kam die deutsche Flagge herunter. Es war, als ob sie sich gegen die Beleidigung sträubte; möglich auch, daß der beorderte englische Soldat sein Geschäft nicht verstand. Ein deutsches Herz wird nachempfinden, welch bitteres Gefühl der Ohnmacht uns überkam bei dem Anblick der englischen Unverfrorenheiten.

Auf der Rhede lagen fast zwei Duzend englischer Transportschiffe, mitten unter ihnen der Terrible, ein ungefügiger Panzer I. Klasse. Endlich entdeckte unser hilflos umherirrendes Auge den kleinen deutschen Kreuzer Kondor, der vor ein Paar Stunden erst von Kapstadt heraufgekommen war. Alles winkte mit den Taschentüchern zu dem deutschen Kriegsschiffe hinüber. Die Frageflagge ging am Mast des Kondors in die Höhe, und unser Kapitän antwortete: „Beschlagnahmt ohne Grund!“ Der englische Offizier, der auf dem Herzog kommandierte, verbot jede Zeichensprache mit dem deutschen Kriegsschiffe — eine neue Unverschämtheit — aber es war zu spät. Der Kondor nahm sich des Herzogs an. Die deutsche Reichspost, die den Herren Engländern natürlich sehr in die Augen stach, blieb an Bord, und ein deutsches Boot mit einem deutschen Offizier kam herangerudert, um nach unseren Beschwerden zu fragen. Wir begrüßten ihn mit dreimaligem Hurra.

Als der Deutsche an der Schiffsbrücke angekommen war, vertrat ihm jedoch ein englischer Offizier den Weg mit den Worten: „Keiner darf das Schiff betreten, das ist mein Schiff (it is my ship).“ Der deutsche Reichspostdampfer Besitztum eines englischen Offiziers! Das Wort spricht Bände. So wies man den Rock des Kaisers zurück, denselben Rock, den man auch in England zu Zeiten gern sieht, wenn man sich an seine Schöße hängen möchte: „Wilhelm, wir haben dich lange nicht gesehen!“ Hinter dem Rücken des englischen Offiziers überreichte der Kapitän des Herzogs trotzdem dem deutschen Offizier die Beschwerde-schrift. Als der englische Offizier es merkte, machte er ein Gesicht, als wollte er hinterher springen, aber er besann sich und streckte die Hand aus, um sich in Biedermannsmanier von dem deutschen zu verabschieden. Der aber legte höflich und abweisend zugleich die Hand an die Mütze, machte eine tadellose Verbeugung und gab Befehl zur Abfahrt. Der blamierte Engländer ließ enttäuscht die Hand sinken. Nun ging das

Signalisieren los. Auf dem Herzog, auf dem Terrible, auf der Thetis, und auf dem Kondor, ebenso auf dem Signalturm des Hafens gingen die Flaggen auf und nieder, renkten sich die Signalleute die Arme aus, um sich zu verständigen, aber das dauerte lange. Auch wer nichts von der Kriegsschiffahrt verstand, konnte doch ohne Mühe sehen, daß der Kommandant des englischen Kriegsschiffes Thetis, der Hafen-Kommandant und der Stadt-Gouverneur ganz und gar nicht miteinander übereinstimmten und einander in ihre Funktionen hineinredeten. Wir blieben unter englischer Flagge draußen auf der Rade liegen und gingen nicht in den Hafen, wo schon der Bundesrat, gleichfalls ein deutscher Reichspostdampfer, lag, der schon seit acht Tagen beschlagnahmt sein sollte. Englische Soldaten erzählten uns, daß die Depeschen des deutschen Konsuls, die die Beschlagnahme des Bundesrats betrafen, einfach nicht durchgelassen waren. Erst der Kommandant des Kondors erzwang durch sein kräftiges Auftreten, daß Depeschen nach Berlin befördert wurden. Wie man erzählte, habe er gesagt, wenn man seine Depeschen an das Auswärtige Amt unterdrücken wolle, so werde er an den deutschen Kaiser telegraphieren. Was daran wahres ist, bleibe dahin gestellt. Sicher ist, daß der Kommandant an Land fuhr und die Post, die vom Bundesrat herunter geholt war, aus den Klauen der Engländer auf sein Schiff brachte. Später hörten wir, daß der General, ein dritter deutscher Dampfer, in Aken beschlagnahmt worden sei.

Vom Mittwoch Abend bis Montag waren wir schon so Kriegsgefangene der Engländer. Die Stimmung wurde immer dumpfer und immer schwüler, und hunderte und tausende thörichte Gerüchte summteten durch das Schiff und wurden geglaubt. Am Montag Mittag hieß es plötzlich: Falls bis Abends 6 Uhr die englische Flagge nicht herunter geholt ist, wird sie der Kondor heruntergeschossen. Das mochte glauben, wer Lust hatte. Nachmittags ging die nervöse Unruhe bei den Engländern von Neuem los. Depeschen, Signale, Boote mit Offizieren hin und her. Ungefähr um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr entstand Aufregung. Ein englischer Offizier kam an Bord und übergab dem auf unserem Schiffe kommandierenden englischen Offizier eine Depesche. „Auf Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin werden die 3 Dampfer Bundesrat, Herzog und General freigegeben“, so erklärte uns ein englischer Unteroffizier den Inhalt der Depeschen. Wir glaubten immer noch nicht, da ging ein englischer Soldat an den Mast. Das Gemurmel verstummte und langsam kam die englische Kriegsflagge von der Spitze des Mastes herunter. So wirst auch Du einst sinken, fallen und sterben, stolzes Albion! langsam aber sicher. Die deutsche Flagge ging wieder in die Höhe und

der Deutsche konnte den Angehörigen anderer Nationen wieder ins Auge sehen. Den freudigen Jubel, der nun losbrach, bin ich nicht imstande zu schildern. Selbst die blöden Jnder und Malayen klatschten in die Hände und führten erregte Reden, aus denen mir nur das Wort German emperör verständlich war. Nun ging drüben auf dem Kondor die Frageflagge in die Höhe, und wir antworteten mit „frei!“ Ein deutsches dreimaliges Hurra ertönte, und die Vertreter der englischen Weltmacht rüsteten sich zum Abzuge. Aber der Meeresgott hat sich den Engländern wohl nicht für alle Zeiten verschrieben. Gerade in diesem Augenblick schickte er Sturm und Wellen, sodaß die Soldaten und Offiziere pudelnaß wurden und nur mit Lebensgefahr ihr Schiff wieder erreichen konnten. Daß wir das ohne Mitleid und nicht ohne Schadenfreude mit angesehen haben, wird uns keiner übel nehmen. Am nächsten Morgen ging es nach Lourenço-Marques.

Nur einen Tag hielten wir uns in Lourenço-Marques auf. Vergeblich versuchte der Portugiese uns durch allerlei Quängelei zurückzuhalten, nachdem der Engländer bei seinem Gewaltstreiche kläglich Fiasko gemacht hatte. Eine Lotterwirtschaft wie die portugiesische kennen zu lernen ist immer ein zweifelhaftes Vergnügen, zumal wenn die Betrügerei von Staats wegen organisiert ist wie dort in der Delagoa-Bay.

Über Komatipoort nach Pretoria.

Am 12. Januar Morgens konnten wir dem verkommenen betrügerischen Bettlervolke ein herzliches Lebewohl sagen und uns auf die Eisenbahn setzen, um zu den Buren zu fahren. Wir durchfuhren die portugiesische Ebene. Endlich kam ein Obelisk, der die Grenze Transvaals bezeichnete, dann ein einzelner Burenposten, nun eine Brücke über den reißenden Komatifluß, der ein herrliches wildes Thal bildet, wieder ein Posten und eine einzelne Kanone, ein Fleck grünen Landes, ein Stationsgebäude, und auf ihm das Transvaalbanner, die holländische Fahne und in der Mitte — die deutsche. Unsere Herzen pochen höher. Wir reiben uns die Augen und sehen noch einmal schärfer hin, aber es bleibt dabei: In der Mitte dieselbe deutsche Fahne schwarz-weiß-rot, die England wenige Tage vorher beleidigt hat. Der Zug hält. Die Buren lassen uns in ihr Land hinein. Einer macht den Anderen auf die Leute aufmerksam. Das sind keine entkräfteten Tropenmenschen, wie wir sie wochenlang geschaut haben. Dieser Menschenschlag mit dem kräftigen, sehnigen Körper, mit dem aus-

drucksvollen Gesicht, dessen Falten und Furchen von Entbehrung und Arbeit erzählen, in der ruhigen gleichmütigen und gleichgültigen Haltung erinnert uns an unsere Bauern daheim. Auch einen Jungen mit blonden Haaren und blauen Augen sehen wir umherspringen. Kein Zweifel — wir sind unter Germanen. Wie die erste Scheu überwunden ist, da geht es an ein Händeschütteln, an ein vorsichtiges Tasten und Berühren, an ein Fragen und Antworten wie bei Leuten, die einander schon lange kennen und nach langer Trennung wiedersehen. Auch die Sprache so rauh und ungeheißt sie klingt, heimelt uns an; wir erkennen in ihr eine plattdeutsche Mundart.

Da ruft auch schon einer: „Ist keiner aus der Schlesing bei Euch?“ Wir sehen uns erstaunt um und erfahren, daß der Frager ein eingewanderter Deutscher ist, der gleich anderen Landsleuten sich in der Umgegend von Komatipoort angesiedelt hat und nun unter den Waffen steht, um für sein ihm liebgewordenes zweites Vaterland zu streiten. Zübel herrscht, aber ein Zübel ohne Phrase und Prahlerei und Prunken.

Nachdem wir ein einfaches Mahl zu uns genommen hatten, ging es weiter. Von allen Farmen aus, von den längs der Bahn aufgestellten Wachen, von jedem einzelnen Bauern wurden wir mit Zuruf, Hutschwenken und Freundschaftsgrüßen begrüßt. Frauen und Mädchen waren mit Blumen und Sträußen aus weiter Ferne auf den Stationen erschienen, um die deutschen Krankenschwestern zu begrüßen. Dazu denke man sich Berg und Thal, zwar nicht so gewaltig wie die Alpen, aber großartiger als Thüringen und Harz. Manchem von uns ging seit langen Zeiten zum ersten Male das Herz wieder auf und durch. Unangenehm klangen uns ins Ohr einzelne Ankündigungen von Avancement und Geldverdienst.

Als wir durch das Gebirge auf die Ebene kamen, hielten wir etwas ruhiger Umschau, um uns über Land und Leute zu orientieren. Das ganze Südafrika ist eine Hochebene, deren Ränder als Gebirge terrassenartig zum Meere hin abfallen. Pretoria vergleichsweise liegt höher als der Brocken, Johannesburg höher als unsere Schneekoppe. Die Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft, der schroffe Gegensatz von Tageshitze und nächtlicher Kälte, die Beschaffenheit des Klimas sind durch diese Hochebenennatur bedingt.

Unser Auge suchte, es suchte nach Menschen. Transvaal und Oranje-Freistaat, die beide zusammen fast so groß sind wie Deutschland, haben kaum so viel Einwohner wie der Reg.-Bezirk Frankfurt a/Oder. Von den Bewohnern sind über zwei Drittel Farbige, meist Kaffern, nur 350 000 sind Weiße, d. h. auf einem Fleck Landes, auf dem bei

uns mehr als 150 Weiße wohnen, haust drüben jedesmal Einer. Von den 350 000 Weißen sind vielleicht 250 000 wirkliche Buren oder Bauern, die Ubrigen sind Witländer (Ausländer). Wenn ein Völkchen von 250 000 Köpfen (Männer, Frauen, Kinder und Greise zusammen gerechnet) dem britischen Weltreiche mit seinen hunderten von Millionen Einwohnern, mit seinen Milliarden an Nationalvermögen, mit seiner gefürchteten Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande und mit einer Presse von Tausenden von Zeitungen den Fehdehandschuh hinwirft, so muß man schon den Entschluß kühn nennen. Ob jenes Völkchen nicht alle Kräfte eingesetzt hat, um den Entschluß durchzuführen, davon später.

Vergeblich suchte unser Auge nach Wald und Wasser. Über den weiten Grasboden, an deren Rändern selten mal ein einzelner Reiter und noch seltener der Rauch eines Herdfeuers sichtbar wird, die durchsetzt sind von zerklüfteten, zerspalteten und zersprengten Steppereihen, und durchzogen von tief eingerissenen Wassertümpfen, liegt ein Hauch der Schwermut — und auch der Freiheit. Denn das Land trägt noch nicht, — um einen Ausdruck Vater Homers zu gebrauchen, — es trägt kaum die Spuren von Menschenkunst und Menschenherrschaft. Grüne Saatinseln sind in Transvaal ebenso selten wie bei uns unbebaute Flecken Landes. Man würde das Land ein jungfräuliches nennen, wenn es lieblicher wäre. Auch einem prosaischen Menschen, wenn er einsam durch das Land hin reitet, klingen Saiten seiner Seele an, die bis dahin noch nicht angeschlagen wurden.

Es ist das stille Lied, das alte Lied von der Mutter Natur, der wir uns nirgends so verwandt fühlen, als wenn wir mit ihr in dem Frieden der Wildnis allein sind. —

Nach vierundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt gelangten wir nach Pretoria und meldeten uns sofort zum Eintritt in die Armee der Buren. Es war Sonnabends. Wir erhielten Waffen und Munition. Als wir am Sonntag wieder auf das Kriegsministerium (Office) gingen, hörten wir, daß man während des Sonntags, auch zu Kriegszeiten, nicht arbeitet. Nun, da gingen wir in die Kirche, die Ohm Paul aus seinem Vermögen seinem Volke erbaut hat. Wir hörten eine uns etwas altertümlich anmutende Predigt über Jacob und Esau und sahen in der Kirche den greisen Präsidenten zum ersten Male. Kein Wort der überlangenen Predigt entging ihm. Seine Mienen ließen merken, wie er dem Prediger innerlich zustimmte, an einzelnen Stellen aber auch widersprach. Zuletzt fing es um seine Lippen an zu zucken, was wir für eine Folge der überlangen Aufmerksamkeit hielten. Nach der Kirche fand Taufe statt, während derer die jungen Taufeltern mit ihren

Kindern vor den Altar traten. Auch die Tauf-Ceremonie dauerte länger als bei uns.

Die Kirche war aus. Was sollten wir jetzt beginnen? „Laßt uns zum Präsidenten gehen!“ schlug einer vor. Wir waren zwar nicht 24 oder 48 Stunden vorher angemeldet und waren nicht orientiert über Ceremonien, aber wir überrumpelten und überfielen einfach

Ohm Paul

in seiner Wohnung

Er saß gerade mit den Taufeltern unter der Veranda seines Hauses und trank mit ihnen ein Schälchen Kaffee, als wir ihm gemeldet wurden. Er erhob sich mit einer raschen Bewegung sehr zum Ärger der Frauen, deren Neugier offenbar noch nicht gestillt war. Er trat in unser Zimmer und hieß uns mit einer kreisrunden Handbewegung, indem er sich zugleich etwas vornüberneigte, willkommen. Dann ließ er sich von jedem Einzelnen Namen und Heimat sagen und reichte einem jeden seine Hand, keine feine Diplomatenhand, sondern eine grobe ungeschlachte Hand, gut zweimal so groß als die meinige, — dieselbe Hand, die sich heute vergebens den Völkern Europas entgegenstreckt. Und er that seinen Mund auf und redete also: „Ich nehme Eure Ankunft an als Zeichen der Sympathie, die man in Deutschland für uns empfindet. Wir haben Euch nicht nötig, um mit dem Engländer fertig zu werden. Dennoch freue ich mich, daß Ihr kommt, um für Recht und Wahrheit zu fechten und uns beizustehen in diesem Kriege, den England mit Unrecht gegen uns angefangen hat. Wenn Ihr aber Verwundeten und Wehrlosen gegenübersteht, dann denkt an den Gott, an den Ihr glaubt, und an das Christentum, auf das Ihr getauft seid. Und nun geht fechten! Behaltet Gott vor Augen und im Herzen; und ich will wünschen, daß Gott Euch gesund behält.“ Ein General würde schneidiger sprechen und ein Politiker zweifellos feiner als Ohm Paul spricht der deutsche christliche Bauer.

Wir sahen uns den Mann während der Rede genauer an; Imponierend wirkt seine massige Stirn, unter der ein paar Augen ruhig und doch forschend hervorklugen, als wollten sie jedem einzelnen durch die Hülle ins Herz hinein sehen. Aus seinen Gesichtszügen spricht nicht sowohl Geist als vielmehr Kraft und Troß. Die Schultern sind breit und von der Last des mühevollen Lebens etwas vornüber gebeugt. Die Gliedmaßen sind aus dem Groben geschnitten. Wie der Mann so dastehet im schwarzen Sonntagsrock, erinnert er mich halb an unsere

Bauern und halb an unsere Landpastoren. Der größte Mann Südafrikas ist Bauer.

Ohm Paul kam uns selbst von der

Geschichte seines Volkes

das beste Lied singen. Er stammt aus einer altmärkischen Bauernfamilie, die hinüber gegangen ist, und sich im Kaplande angesiedelt hat. Dort ist sie in jene Bauernbevölkerung aufgegangen, die sich aus den Nachkommen der Geusen, Hugenotten und Waldenser zusammensetzt. Es werden wohl nicht die schlechtesten Leute gewesen sein, die um ihres Gewissens und um ihrer Religion willen Haus, Hof und Schloß im Stiche ließen, um für ihre Überzeugung in der freien Wildnis eine Zuflucht zu suchen. Der Stamm dieser Bevölkerung war niederdeutsch, da auch die französischen Hugenotten, die sich in Dünkirchen, das man heute Dünkerque nennen will, einschifften, vlämisch (niederdeutsch) sprachen. Es sind aber auch romanische Bestandteile hinzugekommen, auch Hochdeutsche und Skandinavier haben sich angeschlossen.

Diese Bauern kolonisierten das Kapland und nicht etwa die Engländer, denen es erst um die Wende des 18ten Jahrhunderts einfiel das Kapland zu besetzen. Die Bauern fügten sich, denn Peitschenstiel und Bajonnet sind zu ungleiche Waffen. Als aber die Engländer Maßregeln durchführen wollten, die entweder gegen die bestehenden Gesetze verstießen, oder die gut gemeint waren, aber sehr thöricht inscenirt wurden, so z. B. die sogenannte Sklavenbefreiung, da nahmen die Bauern den Kampf auf. Die meisten Bauern blieben im Kaplande und führten den Kampf auf legale Weise, indem sie in der Volksvertretung in ihrem Sinne zu wirken suchten. So haben sie das Recht, ihre Muttersprache vor Gericht und im Parlament zu gebrauchen, in den 80er Jahren wiedergewonnen, nachdem sie es in den 20er Jahren schon verloren hatten. Der kleinere Teil der Bauern dachte anders.

Da sah der kleine 11jährige Stephanus Paulus Krüger erwachsene Männer heimlich zusammen kommen, um finsternen Antlitzes miteinander zu raunen. Eines Morgens heißt es: Ons zal uitgaan (Wir werden ausgehen, auswandern). Die Männer schirren den Ochsenwagen, heben die weinenden und jammernden Kinder hinauf, werfen die Büchse über den Rücken, legen Bibel und Psalmbuch in die Lade und ziehen nun über den Dranjestruß in die Wildnis zum Kampfe mit Tageshitze und Nachtfrost, mit der heimtückischen Malaria, der Kinderpest und der Pferdesterbe, gegen die wilden, durchaus tapferen Zulusämme und

gegen die verhaßten Rothröcke, die ihnen beständig auf den Fersen sitzen, sie immer wieder ausscheuchen, so oft sie sich niederlassen wollen.

Dieser 65jährige Kampf ist nicht ohne Augenblicke der Erhebung und der Verzweiflung, nicht ohne Katastrophen und nicht ohne Heldentum. Weenen (Weinen) heißt noch heute der Platz, an dem 262 wehrlose Greise, Frauen und Kinder dem Affegais der Kaffern zum Opfer fielen, während die Männer zur Jagd ausgezogen waren. Blut-Rivier (Blutfluß) heißt das Gewässer noch heute, das rot gefärbt wurde an jenem denkwürdigen Tage, als 400 Bauern 10 000 Kaffern besiegten und endgültig Natal der Kultur des weißen Mannes dienstbar machten. Auch Stephanus Paulus Krüger gehört zu jenen gesegneten Menschen, denen das Schicksal wohl will, indem es sie früh in den Ernst des Lebens hineinführt. Als 11jähriger Knabe schon hat er am Bechtlop mitgefochten, als 26 Bauernfamilien wochenlang in ihrer Wagenburg stand hielten, die von 5000 Matabelekriegeren umbrandet wurde. Nicht nur mitgekämpft hat Ohm Paul, er hat das Land auch mit kolonisiert.

Im Jahre 1830 war das Land zwischen Oranje- und Krokodilfluß eine einzige große Graswüste, aus der nur hie und da einmal ein einzelner Kaffernkraal emporragte. Des weißen Mannes Fuß hatte sich nur selten und nur auf kurze Zeit in diese Gegenden hinein verirrt. Noch bevor in Deutschland ein Staatsmann an den kolonijatorischen Beruf des deutschen Volkes dachte, haben jene niederdeutschen Bauern

Ein tüchtiges Stück germanischer Kolonisation

fertig gebracht. Freilich soll man bei diesem Worte nicht an unsere Kolonisation neuesten Stiles denken. Jene Bauern zogen in die Wildnis hinaus, ohne Offizier und ohne Assessor, ohne Priester und ohne Lehrer, ohne Karte und ohne Wegweiser. Jeder Einzelne war sein eigener Maurer und sein eigener Zimmermann, sein eigener Richter und Prediger und sein eigener Kommandant. Um einzelne besonders tüchtige Männer, und um einzelne Familien ballten sich andere Familien zusammen, die dann Not und Tod gemeinsam durchkosteten und als Gewinn ihrer Kämpfe gemeinsame Freiheit und Selbstständigkeit davon trugen. Der erste Träger einer rohen ursprünglichen Kultur war und ist noch heute der Treck-Bur (Ziehbauer), der mit seinen Heerden von Ort zu Ort wandert, heute hier ein Stück Wild erlegt, morgen dort sein Vieh hütet, nachts auf oder unter dem Ochsenwagen schläft, der keine bleibende Stätte sein eigen nennt, bis ihm der Tod Raft in

der Einöde gewährt. Wer wollte es diesen Leuten verdanken, wenn sie ihre Wildnis lieben und verteidigen gegen die Herrschucht, die sich in den heuchlerischen Mantel der Kulturbringerin hüllt? Prächtige verwittrte und zerwetzte Gesichter, die uns an unsere norddeutschen Schiffertypen erinnern, sieht man gerade unter diesen alten Treckburen. Der größere Teil der Bauern ist nicht auf dieser Stufe stehen geblieben sondern zur Farmwirtschaft übergegangen. Der Farmer ist nach unseren Begriffen eher Gutsbesitzer als Bauer zu nennen. Wenn er eine Farm von 3000 Hektaren und noch mehr besitzt, so wird er davon vielleicht den zehnten Teil unter dem Pfluge halten, hingegen das übrige noch als Jagd- und Weidegebiet benutzen. Das wasserreiche Natal und das tropische Buschfeld haben besondere Klima- und Kulturbedingungen. Der Bauer bewirtschaftet sein Gut mit Hilfe seiner zahlreichen Kinder und der Kaffern, die als Gesinde dienen. Weiße Landarbeiter in unserem Sinne des Wortes kennt man nicht. Die Bauern sind, ob reich oder arm, durchweg Herrennaturen und betrachten sich als die Herren ihres Landes. Zwischen den angeessenen Bauern haben sich nun Ausländer niedergelassen, die mit Hilfe vollkommener landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte den Boden besser und intensiver bewirtschaften und ihn zwingen, herauszugeben, was er hat. Diesen Ausländern machen es die verständigen Bauern allmählich nach. So besitzt General Botha eine Musterfarm, ebenso General Grobler und andere.

Die Landwirtschaft hatte ursprünglich keine Konsumenten, sie producierte nur für den eigenen Bedarf. Daher die wunderliche Erscheinung, daß man wohl in keinem Lande mehr importierte Konservemilch genießt, als in Südafrika, dem Lande der Rinderheerden. Ein nationaler Handels- und Gewerbestand fehlte und fehlt dem durchaus agrarischen Volke noch heute vollkommen. Nun geriet plötzlich die Entwicklung des Landes in ein rascheres Tempo, als vor ungefähr 15 Jahren die Goldfelder in Transvaal entdeckt wurden, denn nun strömten von allen Enden der Welt arbeits- und erwerbslustige Leute aller Zungen zusammen, um durch die Goldindustrie reich zu werden. An einer Stelle, wo der bekannte Graf Pfeil noch die flüchtige Antilope jagte und das erlegte Wild abends am Wachfeuer briet, da ist binnen 15 Jahren eine Stadt von über 100 000 Einwohnern entstanden: Johannesburg. Die Stadt, in deren Nähe jährlich für mehrere hundert Millionen Mark Gold gefunden wurde, beherbergt mehr als einen Fürsten und König von Mammons Gnaden. Sie beherbergt jedenfalls wenig Leute, die nicht die Hoffnung haben oder wenigstens schon mal gehabt haben, reich zu werden. Nirgends habe ich mit gleichem Ver-

gnügen Vertreter aller Rassen und Berufe betrachten können wie in der Goldstadt Transvaals. Man bemerkt den leichtfüßigen Malayen, den unsaubern Chinesen, den Inder im roten und im blauen Turban, kräftig gebaute Kaffern aller Stämme, Weiße aller Nationen, Juden in den verschiedensten Abstufungen vom Sackjuden bis zum Börsenproß hinauf, der nicht unter zehn Goldreisen an jeder Hand trägt. Ein Kleidergemisch, eine babylonische Sprachenverwirrung, ein Durcheinander von Sitten, Unsitten und Lastern wie in Johannesburg dürfte man kaum in einer anderen Großstadt antreffen.

Auch Deutsche haben in Johannesburg und auf dem platten Lande gutes Auskommen und sicheres Unterkommen gefunden. In Johannesburg allein wohnen mehr Deutsche als in ganz China zusammen, allerdings muß ich ja sagen: sie haben gewohnt.

Die schlichten einfachen Bauern, die in ihren afrikanischen Grasöden mehrere Jahrzehnte hinter der Kultur zurückgeblieben sind, sahen sich mit Entdeckung der Goldfelder und mit dem ungesunden schnellen Emporwachsen der Minenindustrie Aufgaben gegenüber, wie sie selbst dem ausgewachsenen Europäer des 19. Jahrhunderts nicht schwieriger hätten gestellt werden können. Wenn einer das alte liebe Nachtwächterhaus meines Heimatdorfes in eine Zuckerfabrik modernster Art umwandeln soll, so hat er kaum das zu leisten, was der Bauer leisten sollte. Seine Vorfahren hatten aus Holland das krasse, harte römische Recht mitgebracht, das kaum noch irgendwo so unverfälscht in Geltung geblieben ist, wie an den äußersten Enden Südafrikas, an die die römischen Rechtsgelehrten nicht gedacht haben. Dazu haben sie von den Engländern als zweifelhaftes Geschenk das langwierige englische Gerichtsverfahren geerbt. Und dieses unbewegliche römische Recht und das unbeholfene englische Gerichtsverfahren sollten auf die feinsten Verhältnisse, nämlich auf die Goldindustrie, angewandt werden. Dinge und Menschen, die bis dahin in einem ruhigen Strome der Entwicklung waren, gerieten in einen Strudel. Da rennt der Treckbauer in einer Gegend, durch die er sonst unbehindert gezogen ist, an den Drahtzaun eines Farmers, der sich ohne sein Wissen dort ansässig gemacht hat. Dieser Farmer, der nach alter bequemer Art weiterarbeitet, entdeckt eines Morgens zu seinem Erstaunen, daß ein strebsamer ausländischer Farmer ihm das Wasser abgeschnitten hat, um sein Land damit zu bewässern. Dieser fortgeschrittene Mensch ärgert sich seinerseits über den Goldgräber, der auf seinem Boden nach Schätzen suchen will; und dieser Goldgräber wieder fühlt sich beengt und belästigt durch die großen Gesellschaften, die mit ihrem Kapital dem Einzelnen die Luft zum

Atmen nehmen. Lebensmittelzölle und Monopolgesetzgebung, Streiks und Kinge, Konflikte zwischen Arbeitern und Arbeitgebern giebt es in diesem jungen Staate ebenso gut und ebenso viel wie in jedem alten Kulturstaate. Übrigens haben die Bauern durchaus einen freien Standpunkt dem Kapitalismus und dem Arbeitgeber gegenüber eingenommen. „Ich denke, ihr seid hergekommen, um reich zu werden“, sagte ein transvaaler Beamter einem Fabrikherrn, „es sieht aber so aus, als wenn ihr die Leute ausjaugen wolltet. Unser Land ist nicht bloß für wenige Reiche da, sondern für alle, für arm und reich“.

Ein Friedensstifter im besten Sinne des Wortes, ein Mensch, der die rohesten und verwickeltesten Verhältnisse mit gleicher Genauigkeit und mit gleicher Gerechtigkeit beurteilt, der zwischen dem Alten und dem Neuen immer wieder eine Brücke gebaut hat, ist Dhm Paul.

Er ist im Lande umhergetrect, hat früher seine Stiefel und seine Beinkleider selbst versfertigt; er hat gejagt und das Vieh gehütet, er ist dann Farmer geworden, hat selbst gepflügt wie andere auch, er hat seinem Gesinde selbst gepredigt, hat als Kommandant und General seine Bürger geführt, und er hat schließlich als Präsident den Zustand des Landes so gehoben, daß der Neid und die Habgier Englands wach wurde. Wahrlich, nicht jedem Volk der Weltgeschichte ist es beschieden gewesen, in 60 Jahren soviel zu wirken und zu erreichen, wie Dhm Paul und seinen Bauern. Wie ist nun

Der heutige Bauer

beschaffen? „Ist er ein Gott oder ein Halbgott oder eine Art Titan, oder ist er ein Mensch wie wir?“ so fragt enttäuscht eine Schriftstellerin, die voll wahrer Begeisterung als Krankenpflegerin hinübergegangen und nun tief betrübt in ihre Heimat zurückgekehrt ist. Man braucht nur die Form dieser Frage zu betrachten, um zu erkennen, daß sie von falschen Voraussetzungen aus gemacht ist. Solange die Erde steht, hat noch kein Bauer gelebt, der mit einem Gotte oder mit einem Halbgotte verwechselt werden könnte. Der südafrikanische Bauer ist zum guten Teil ein Mann seines Landes und seiner Geschichte. Im Kampfe mit den Unbilden der Wildnis ist er gegen Wind und Wetter abgehärtet. Er ist durchschnittlich größer, breitschultriger und dabei hagerer und sehniger als wir. Sogenannte Bierbäuche findet man kaum. Er ist rauh an der Hand, rauh im Gesicht und rauh in seinen Worten. Da, wo wir unseren jubelnden Beifall zu erkennen geben, oder wo wir uns ganz gehorsamst gestatten, anderer Meinung sein zu dürfen, genügt

Ihm ein zögerndes Jaa! oder ein schroffes Neen! das zuweilen recht unangenehm klingt, zumal dann, wenn der Bauer einem etwas verweigert, was man von ihm haben möchte. Er ist verschlossen und schweigsam, kann aber neugierig werden wie ein kleines Kind, wenn er erst das nötige Zutrauen gewonnen hat. Die Sprache der Natur ist ihm noch vertraut. Wo er nachgraben muß, um Wasser zu finden, das sieht er schon aus weiter Entfernung an der Färbung des Grases. Von wo aus er am besten mit der Büchse wirken kann, das sagt ihm sein Instinkt und seine Ortskenntnis, die nicht im geringsten von der Karte abhängt. Im Kampfe mit den wilden Tieren und mit seinen Feinden ist er ein guter Schütze und ein sicherer Reiter geworden. Von seiner Tapferkeit und von seinem Heldenmut weiß auch der letzte Krieg zu erzählen. Seine Gastfreiheit übt er heutzutage vorsichtiger aus als früher, weil sie allzuoft gemißbraucht ist. Das Mißtrauen der Bauern gegen Nichtbauern, wovon in Büchern geschrieben steht, habe ich kaum bemerkt. Oher habe ich Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft gefunden, und man ist ja als Neuling tausend Dingen gegenüber hilflos wie ein kleines Kind.

Von den Bauern kann man nicht reden, ohne ihrer Frauen zu gedenken. Diese haben freilich noch nicht das Lächeln à la Makart, sie sind ein derbhändiges und derbknochiges Geschlecht, das auch mit der Sichel und mit der Ochsenpeitsche, im Notfalle sogar mit der Büchse ebenso gut umzugehen weiß wie mit der Nadel und mit der Schere.

Allerdings soll man nicht Gold in Gold malen. Der südafrikanische Bauer hat Schattenseiten so gut wie unser deutscher. Er ist oft zu langsam, zu vorsichtig und etwas beschränkt. Selbstverständlich ist auch, daß er in der Kultur etwas zurückgeblieben ist. Wenn einer 20 Berufe zugleich erfüllen soll, wenn er für sich selbst schneidert, mauert, zimmert, Recht spricht, predigt, Krieg führt usw., so wird er des einzelnen Berufes nicht so vollkommen Meister sein wie wir, die wir in modernen Verhältnissen nur je einen Beruf zu erfüllen haben. Man sollte doch nicht vergessen, daß die harte Erde nicht ganz so leicht zu bearbeiten ist, wie ein Stück Papier, und daß der Pflug etwas schwerer zu regieren ist als der Federhalter.

Von dem Bauern zu seinem Staate.

Wenn ich so allein über die menschenleeren Grassteppen ritt, so mußte ich oft an ein Wort Roons, des frühvergangenen, denken. Er sagt an einer Stelle seiner Werke: Man solle nicht immer von Hirten- und

Jägervölkern sprechen. Es gäbe höchstens Horden von Hirten und Jägern, denn ihre Lebensweise bedinge, daß sie in viel größeren Zwischenräumen von einander entfernt säßen wie Ackerbauer oder Gewerbetreibende, und daher auch geistig einander nicht so nahe geführt würden wie wir. Wenn auf einem Raum so groß wie Deutschland, einige 80 Familien verstreut wohnen, — denn nicht größer war die Anzahl der ersten Trecker — so können sie selbstverständlich kein so straffes Staatswesen bilden, wie wir es hier zu Lande haben. Auch heute wohnen ja in Transvaal und im Oranje-Freistaat zusammen noch nicht so viel Bauern, wie unsere Stadt Frankfurt am Main oder unser Herzogtum Anhalt Einwohner zählen. Wie ist das Wunder zu erklären, daß diese Leute sich doch zu einem Völkchen in 2 Staaten zusammen geschlossen haben? Ein nationales Gefühl in unserem Sinne des Wortes belebt und bewegt sie nicht. Sie kennen nicht Schiller und Göthe, haben auch keinen Ernst Moritz Arndt und keinen Körner gehabt, keinen alten Fritz und keinen Blücher, keinen Stein und keinen Bismarck. Ein Staatsbewußtsein, wie es uns in Jahrhunderten an-erzogen, ja teilweise angeprügelt ist, — man denke an den Korporalstock Friedrich Wilhelms des Ersten! — können sie also auch nicht haben. Sie sind noch nicht fähig, das Wohl des Ganzen und die Interessen des Einzelnen genau zu sondern und zu scheiden. Andere Regungen sind es, die diese Leute zusammengeführt haben und zusammenhalten. Uns Europäer übertreffen sie weit durch ihren wahrhaft patriarchalischen Familiensinn und durch ihr Verwandtschaftsgefühl. Mit Vorliebe zählt der Bauer an den Fingern auf, wo seine fünf Lanten im Oranje-freistaat und wo seine Großohme im Kaplande sitzen, und nach Möglichkeit hält er die Verbindungen mit seinen Verwandten aufrecht, obgleich der Eisenbahnen und Telegraphen drüben noch weniger sind als bei uns. Unbedingt ordnet sich jeder Jüngere (Neffe) jedem Älteren (Ohm) unter und kein Bauer wird dem Geringsten seines Volkes seine Achtung verweigern und wenn er zehnmal reicher und angesehenere wäre. Ohms und Neffen sind sie alle und als solche alle gleich berechtigt, von jedem Einzelnen, mit dem sie zusammentreffen, Gruß und Gastfreundschaft zu beanspruchen.

Ein zweiter Antrieb zusammenzuhalten und vereint zu kämpfen, sind ihr Rechtsfönn und ihr Freiheitsdrang. Der Bauer, der allein auf seiner Farm sitzt und morgens und abends nur seine Weiden, seine Heerden, und sein Gesinde beobachtet, mag am liebsten gar keinen anderen Menschen sehen und hören. Er fühlt sich als sein eigener König innerhalb seines Drahtzaunes, der sein Besitztum und seine Freiheit umschließt.

Bitter gekränkt und infolgedessen nur um so unbändiger geworden in dem Bewußtsein seiner Freiheit und seiner Unabhängigkeit ist der Bauer durch die beständige englische Hezjagd, die ihm zu wiederholten Malen die Früchte seiner Arbeit entreißen wollte. Dem Freiheitsfinn trägt die republikanische Staatsverfassung Rechnung, die jedem Manne schon mit dem 16. Jahre die Rechte eines Staatsbürgers gewährt.

Bergeffen dürfen wir nicht ihre Religion oder vielmehr Konfession. Nicht ohne Kühlung betrachteten wir in Bloemfontein einen rohbehauenen Felsblock, den die Bortrecker als Altar überallhin mitführten, vor dem sie beteten und predigten, taufeten, konfirmierten und trauten, als sie ohne Priester in die Wüste hinausfuhren. Der harte, strenge Calvinismus, der ja wenig liebenswürdiges an sich hat, hat in den Einöden Südafrikas die besten Proben seiner staatsbildenden Kraft abgelegt. Soweit die einzelnen Bauern von einander getrennt wohnen mochten, immer versammelten sie sich zu der gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahles, das sie genau wie die Bauern meiner Heimat mit dem alten trauten Namen Nachtmahl bezeichnen, und das ihnen wie den ersten Urchristen noch als Liebesmahl dient. Bei solchen Zusammenkünften sprachen und sprechen sie dann auch über alle Dinge des Krieges und des Friedens. Das ganze Leben des Bauers, sein eigenes und das des Staates, ist eingefaßt von religiösen Sitten und Gebräuchen, die zum Teil gesetzlich festgelegt sind. Daß unsere niederdeutschen Brüder in der Einöde nicht an Größenwahn oder am Tropenkoller zu Grunde gegangen sind, daß sie nach Normen ihres sittlichen und ihres staatlichen Lebens suchten, des ist ihre Konfession die Ursache. Sie haben nicht viel Bücher aus der Kapkolonie über den Oranjefluß mit hinübergenommen, aber das eine, das sie mitnahmen, haben sie aufbewahrt und vererbt: Die Bibel war ihr einziges Geschichts- und Lesebuch, ihr Kodex für Recht, Politik und Kriegführung. Ohm Paul, den die Geschichte trotz der Meinung und Ansicht europäischer Diplomaten unter die großen Männer rechnen wird, kennt nur Bibel und Psalmbuch, diese beiden aber gründlich.

Dem tiefinnern Gottesglauben, der äußerlich gröber erscheinen mag als unsere Religion, ist es auch zuzuschreiben, wenn die Bauern in einem „Jahrhundert des Unrechts“ (Worte von Reitz) die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit getreu behalten haben, daß sie nicht zu blutdürstigen, grausamen Menschen geworden sind, obgleich jeder einzelne Gau mit dem Blute ihrer Väter getauft ist. Ihrer Religion verdanken sie es auch, wenn sie den Versuchungen des Alkohols nicht erlegen sind, was man von den Utländern wahrlich nicht im gleichen

Maße behaupten kann. Ihr germanischer Stolz und ihr religiöses Bewußtsein hat sie auch dazu gebracht, sich je länger je mehr von den Eingeborenen abzuschließen und jede Mischung mit schwarzem Blute als Blutschande zu betrachten. Ohne Gnade muß ein Mädchen, das sich mit einem Schwarzen einläßt, ins Zuchthaus wandern. Auch der alte Haß gegen die Kooinecks (Engländer) hat bei dem alten Geschlecht der Bauern religiöse Form angenommen. Man hat angesichts dieser Thatsachen von bäuerischem Rassendünkel und Dickköpfigkeit gesprochen. Freilich unser südafrikanischer Bruder, der einige Jahrzehnte hinter uns Leuten in Deutschland zurückgeblieben ist, ist noch nicht soweit gediehen, daß er über die Blutpanscherei zwischen einem deutschen Mädchen und einem Kameruner Neger in dieselbe Verzückung geriete, wie unsere Zeitungen es gelegentlich fertig gebracht haben. Etwas mehr Rassendünkel und Dickköpfigkeit könnte uns wohl nicht schaden. Der südafrikanische Bauer ist Rassenaristokrat, wenn man ein Wort gebrauchen darf, das er noch nicht kennt.

So ähnlich sieht der Bauer aus. Ich will ihn nicht zu einem Gott oder Halbgott oder zu einer Art Titan machen, um das Wort der schon angeführten Schriftstellerin noch einmal zu gebrauchen, aber er ist auch zu gut dazu, daß man ihn zu einem Bulgaren, Griechen oder Polacken macht. Er ist Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Wer sich über ihn lächerlich macht, der spottet auch unserer Väter, die noch vor einem Jahrhundert in Holzschuhen gingen und auch noch keine Zeitungen lasen. Der Bauer ist ein Kind, sein Land ist noch ein Kind und auch sein Staat ist noch ein Kind. Kennt ihr den Staat, wohl noch ein Kind in der Staatenreihe der Welt? so fragt treuherzig und selbstbewußt die transvaalsche Volkshymne. Das Kind wuchs zusehends. Die Landwirtschaft wurde vollkommener: der hölzerne Pflug verschwand, auf dem Buschfelde wurde der Großbetrieb durch den Plantagenbau abgelöst, der im Kleinen betrieben wird, Forst- und Obstbäume gedeihen in Gegenden, wo bis dahin kaum ein Strauch zu sehen war. Sachsenwald heißt Bismarck zu Ehren ein großer stattlicher Forst bei Johannsburg, der vor wenigen Jahren erst von Deutschen angelegt wurde. Gewerbs- und Handelsleben machten Fortschritte. Die Staatsbeamten wurden binnen wenigen Jahren verdreifacht und vervierfacht. Durchaus liberal war die Schulgesetzgebung. Der Bur selbst wurde ein anderer Mensch. Allerdings war er noch nicht reif genug, die „wohlgemeinten Ratschläge“ der Kölnischen Zeitung zu befolgen und nach ihrem Recepte sein politisches Leben einzurichten.

Das politische Leben

wird durch 2 Fragen bewegt 1. Was machen wir mit den Uitländern, die da kommen, um Gold zu graben? und 2. Wie sollen die 3 Staaten-gebilde Südafrikas, das Kapland, der Oranje-Freistaat und die süd-afrikaniſche Republik (Transvaal) ſich zueinander verhalten? Jene 5000 Bauern, die 1896 bei dem Jameson-Einfall ſich auf dem Markt-platz von Pretoria verſammelten und mit den Worten: „Johannesburg muß weg“, die Zerstörung Johannesburgs und der Goldminen verlangten, würden von unserem Standpunkte aus Reaktionäre genannt werden. Sie meinten: „des Goldes wegen ſind die Ausländer gekommen. Die Ausländer bringen den Unfrieden in unser Land. Also zerstören wir die Goldstadt! Dann werden die Ausländer wieder verschwinden und dann wird wieder Friede im Lande ſein.“ Diesen Standpunkt können wir nicht billigen, wenn wir ihn auch begreiflich finden. Die Vernünftiger unter den Bauern denken ebenſo wie wir. Die ſogenannten Progrediſten jagen: „Das Gold iſt da, die Bergwerke ſind da, und die Ausländer ſind da. Wenn wir die Ausländer heute weg-jagen wollten, ſo würden morgen neue Scharen in unser Land einziehen; denn das Gold, das unter der Grasdecke unſerer Heimat verborgen ſchlummert, können wir nicht vernichten. Also laßt uns den gutgeſinnten Uitländern nach Möglichkeit entgegenkommen.“ Leider ſind aber die Progrediſten unter ſich nicht einig. Zoubert z. B. riet, den Engländern nachzugeben bis über die Grenze der nationalen Selbſtändigkeit und des Rechtes hinaus. Botha, der mit anderen tapferen Männern zu den Progrediſten ſich rechnet, ſagt: „Gewiß nachgeben!, aber nur bis zu den Bäumen des Rechtes, da werden wir mit unſern Büchſen Wache halten.“ Den Deutſchen gegenüber nahmen die einzelnen Staatsmänner nicht dieſelbe Stellung ein. Krüger iſt ihnen wohlgenogen, ebenſo Reitz, ein tief angelegter Menſch, einer der wenigen Dichter unter den Bauern, in Deutſchland leider nur wenig bekannt. Zoubert im Gegenſatz zu Reitz galt als Deutſchenfeind.

Leyds, ein Holländer von Geburt, der von Ohm Paul aus Europa nach Transvaal hinübergeholt iſt, hat ſich kein unbedeutendes Verdienſt dadurch erworben, daß er holländiſche Beamte nach ſich zog, die der ſüdafrikaniſchen Republik ein gutes Stück europäiſcher Kultur vermittelt haben. Freilich traten einzelne Holländer nicht immer ſo auf, wie es einem Fremdling im fremden Lande zukommt.

Der Freistaat im Gegenſatz zur ſüdafrikaniſchen Republik hat ſich die Kultur nicht aus Holland herüber kommen laſſen, ſondern er hat

sie sich aus dem Kaplande und sogar aus England selbst geholt. Steijn und andere Männer haben englische Hochschulen besucht und sich ein gut Stück englischer Bildung angeeignet. Der Oranje-Freistaat kam in eine gewisse Gefahr, verengländert zu werden. Diese Gefahr, daß der Oranjefreistaat und schließlich ganz Südafrika englisch würden, wurde noch vergrößert durch die wirtschaftlichen Verhältnisse, die eine Vereinigung ganz Südafrikas herbeiführen müssen. In Bloemfontein entstand aus einem landwirtschaftlichen Verein heraus der Afrikander-Bund, der in den genannten drei Staaten lebhaft agitierte, um unter der Parole „Afrika den Afrikandern!“ ganz Südafrika zu vereinigen. Es sollten also Buren, Deutsche, Engländer, kurz die verschiedenen Nationalitäten, die in Südafrika hant durcheinander wohnen, so in einem Staatswesen zusammengefaßt werden, wie z. B. in der Schweiz die Deutschen, Franzosen und Italiener.

Mit diesem Afrikander-Bunde zusammen ging der britische Imperialismus, der ganz Afrika vom Tafelberge bei Kapstadt bis zu den Pyramiden bei Kairo unter britischer Flagge vereinigen will. Beiläufig gesagt, auch Deutsch-Ostafrika liegt zwischen diesen beiden Punkten. Der hervorragendste Vertreter dieses Imperialismus, der mit dem Programm des Afrikander-Bundes das gemeinsam hat, daß er die 3 Staaten Südafrikas wirtschaftlich vereinigen will, war Rhodes. Rhodes ist auch das Haupt der Bestrebungen, die das ganze wirtschaftliche Leben dadurch vereinigen und vereinfachen wollen, daß sie es dem Machtpruch eines einheitlich organisierten Kapitalismus unterwerfen wollen. Eine Zeit lang war Rhodes zugleich englischer Premier-Minister im Kaplande, Vorsitzender des Afrikander-Bundes und erster Direktor jener de Beers Co., die alles selbständige gewerbliche Leben in Kimberley vernichtet hat. Rhodes bedeutet das fleischgewordene Ideal Neuenglands, aus Skrupellosigkeit und Willenskraft, aus Goldgier und Herrschsucht, aus schrankenlosem Egoismus und glühendem Nationalgefühl zusammengemischt, ein Mann, den ich hasse und bewundere — hasse, weil er dem Deutschtum Südafrikas mehr geschadet hat, als ihm alle unsere Kolonialdirektoren zusammen genützt haben, — bewundere, weil er, ein Sohn Mammons, seine Großthaten und seine Unthaten nicht bloß Mammon, sondern auch seinem Vaterlande zu Ehren vollführt. Mit Napoleon, mit dem er oft verglichen wird, hat er auch das gemein, daß er an demselben Größenwahn zu Grunde gehen wird wie jener größte und blutigste Sohn der französischen Revolution. Um auch die Goldminen Transvaals in seine Gewalt zu bekommen, organisierte er jenen Raubzug, der unter dem Namen Jameson-Mead

berüchtigt geworden ist. Jetzt zeigte sich der Wolf im Schafskleide. Wer Augen hatte zu sehen, der sah jetzt, daß Rhodes das vereinigte Südafrika wollte, aber unter britischer Kriegsflagge und unter dem despotischen Joche des Kapitals. Jetzt hieß es: „Afrika den Afrikanern, aber nicht Rhodes und Genossen!“ Der Talbund (Sprachbund) stellte den Satz auf: „An der Sprache d. h. (an der holländischen) sollt Ihr das Volk erkennen. Widersteht dem Engländerthum!“ „Südafrika niederdeutsch!“ hat man von unserem Standpunkte aus mit Fug und Recht das Stichwort des Sprachbundes verdeutscht. Drüben in Südafrika faßte man den Sprachbund als einen spezifisch holländischen auf.

Die Abneigung gegen alles Holländische, die ich zu meinem Erstaunen auch bei den Kriegsgefährten des deutschen Korps fand, hat eine entschiedene Stellungnahme vieler Männer, die zwar engländerfeindlich waren, aber aus Südafrika kein Neuholland machen lassen wollten, verhindert. Ich persönlich möchte den letzten Satz gern unterdrücken; ich darf es jedoch nicht, weil man die sogenannte Holländerpolitik als Entschuldigung benutzen will dafür, daß die Bauern im Stich gelassen sind. Indessen die tapfere Königin Wilhelmina hat ja reichlich wieder gut gemacht, was wirklich gesündigt sein sollte.

Von dem vereinigten Südafrika der Zukunft hatten die Bauern zu Anfang des Krieges eine ebenso unklare Vorstellung, wie unsere Väter von dem Deutschland der Gegenwart vor dem Kriege 1866 und 1870/71. Es ist eine politische That ersten Ranges, daß der Oranje-freistaat, der von England nicht unmittelbar bedroht war, trotzdem sofort aus freien Stücken den Transvaalern Hülfe brachte. Steyns Verdienst ist es, daß Transvaaler und Freistaater zusammen fechten, daß sie auch die Tage des Unglücks als Waffenbrüder überstanden haben, und daß sie einstmals eine einzige Nation bilden werden, selbst wenn der augenblickliche Krieg unglücklich für sie ausgehen sollte. Daß man noch nicht das vereinigte Südafrika als Lösung der Zukunft zu Anfang des Krieges proklamierte, ist verhängnisvoll geworden. Im Kaplande wohnen mehr Buren als in Transvaal und im Freistaat zusammen. Wir mußten die englischen Truppen über den Haufen rennen, die Kapburen zu den Waffen rufen und die englischen Verstärkungen an der Küste in Empfang nehmen.

Aber die Bauern dachten gar nicht daran, die Engländer niederzurennen, weil sie eben großen Theils gar kein vereinigtes Südafrika wollten. Fragte man sie: „Warum laßt ihr denn die Engländer entkommen, die werden wiederkommen“, so antworteten sie einem ganz treuherzig: „Laßt die armen Kerls nur laufen, wenn sie nochmal kommen.“

„dann müssen wir nochmal schießen gehen!“ — „Wollt ihr denn nicht weiter vorgehen?“ — „Nein, Freund, wir wollen nicht erobern, wir kämpfen bloß für unsere Freiheit.“ Wenn wir die Engländer zurückgeschlagen hatten, so hatten wir unser Lagerwerk gethan und glaubten, das Endziel des Krieges erreicht zu haben. Wir begnügten uns, die Feinde immer wieder zurückzuschlagen, bis ihrer zu Viele wurden.

Anders sprachen die englischen Soldaten. Die Dummen unter ihnen — und derer gab es eine tüchtige Anzahl — sagten: „die Bauern sind Rebellen gegen unsere Königin. Darum wollen wir sie unterwerfen.“ Die Klügeren meinten: „Wir wollen Transvaal erobern.“ Und wenn man fragte: „Warum?“, so antworteten sie ganz naiv: Die Buren sollen die Goldgruben nicht behalten“. Wenn man ein Land unter allen Umständen erobern will, so hat man damit ein stetes Ziel vor Augen, woraufhin man alle Kräfte anspannen wird. Von dem Ziele der englischen Kriegsführung allerdings, das Chamberlain und seine Zeitungen in die Welt hinaustrumpeten, wußten die Soldaten, die dummen so gut wie die klugen, nichts zu sagen. Chamberlain betet uns vor, und manche Zeitungen bei uns beten es nach, daß die Engländer dazu berufen sind, den Bauern eine bessere Kultur zu bringen. Sonderbare Schwärmer, diese Engländer! Sie können ruhig mit ansehen, daß in Indien Tausende verhungern, aber sie können nicht dulden, daß in Südafrika 250 000 Bauern ohne Kultur leben. Die müssen sie ihnen gratis und franko in Gestalt von Hydrit-Bomben und Dum—Dum—Geschossen übermitteln. Noch thörichter ist das Gerede, daß man den Utländern (Ausländer) in Johannesburg ihre Menschenrechte habe retten wollen. Warum sind denn diese Ausländer, denen die Engländer das Recht bringen wollten, freiwillig auf die Seite der Buren getreten? Warum hat ein großer Teil von ihnen, Skandinavier, Franzosen, Russen, Deutsche und sogar verschiedene Engländer, die Waffen für Transvaal aufgenommen? Von den Engländern, die gegen die englischen Soldaten zu den Waffen griffen für Transvaals Unabhängigkeit, konnte man am besten hören, wer an dem Kriege Schuld war: Kapitalismus und Goldgrube. Den Anlaß des Krieges näher zu behandeln, ist unnötig.

Wenn ein wehrloses Kind sich gegen einen gepanzerten Riesen wehrt, so mögen die Diplomaten das unüberlegt nennen, das Volk gebraucht die Ausdrücke kühn und tapfer. Die Bauern sind das Kind, England der gepanzerte Riese.

Ein wehrloses Geschöpf aus seinen Kinderschuhen in Stiefel hineinzustellen, die englischen Zwangsstiefeln verzeiwelt ähnlich sahen,

ist der Zweck des gegenwärtigen Krieges. Da spricht die Kölnische Zeitung von „berechtigten Interessen“ Englands. Dasselbe Blatt hat mit Vorliebe von der Enttäuschung solcher Deutscher, die freiwillig für die Bauern ins Feld gezogen sind, gesprochen.

Wer sich nicht vorher überlegt hatte, daß der südafrikanische Krieg kein Kaisermanöver ist, dem wurden allerdings bald die Augen aufgethan. Vielleicht gingen ihm schon die Augen auf bei der Fahrt von Komatipoort nach Pretoria, sicher aber bei der

Sinkleidung.

Als der Eisenbahnzug in Pretoria ankommt, empfängt uns kein Rekruten-Unteroffizier — den giebt es nicht — der uns etwa in eine Kaserne führte, denn die giebt es auch nicht. Wir vermiffen auch einen Kammer-Unteroffizier, der uns eine Uniform anpaßte. Kammer-Unteroffizier und Uniform kennt der Bur gleichfalls nicht. Nach Rang, Patent, Dienst-Alter, Empfehlungsschreiben fragt kein Mensch. Wer aus der Ferne kommt, um mit den Buren zusammen gegen denselben Feind zu ziehen, der ist angenehm. Er bekommt einen Kommandierzettel (Requisitionsschein), mit dem er in der Stadt herumgeht, um bei diesem oder jenem Kaufmann hier ein Paar Schuhe, dort ein Weinkleid, noch an einer anderen Stelle einen Hut und dergleichen zu holen. Wenn sich zwanzig Leute auf diese Weise einkleiden sollen, so werden von diesen zwanzig schließlich auch nicht zwei dieselbe Kleidung tragen. Man ging in dem Civilanzug auf den Kriegsschauplatz, der einem am besten gefiel, nur Gewehr und Patronenbandelier lassen die kriegerische Eigenschaft eines Mannes erkennen. Waffen und Pferd bekommt der Freiwillige direkt vom Staat geliefert, d. h. wenn er sich danach umsieht. Von irgend einem Befehlen oder Anordnen ist nichts zu merken, jeder muß sich um seine eigenen Sachen selbst bekümmern, jeder muß sich in der Stadt selbst zurechtfinden und zurecht fragen, denn herumgeführt wie der Rekrut bei uns wird er nicht. Wer es gerade recht eilig hat, der wird vielleicht in 4 Tagen fertig sein und in einem mangelhaften Anzuge auf den Kriegsschauplatz eilen. Es giebt aber auch Leute, die 4 Wochen brauchen, um sich einzukleiden, und die dann noch verschiedene Tage lang im Hotel sich von den Anstrengungen des Einkleidens erholen. Das ging ganz gut, denn auf den Kriegsschauplatz geschickt wurde keiner. Man mußte selbst in das Kriegsministerium gehen und dort seinen Wunsch vortragen und das Reiseziel angeben, wohin man befördert werden wollte. Dann bekam man ein

Eisenbahn = Billet zweiter oder erster Klasse und fuhr nun als Passagier auf den Kriegsschauplatz; denn einen militärischen Transport unter militärischem Befehl gab es nicht. Es kam vor, daß sich Leute als angeblich Freiwillige Pferd und Waffen erschwindelten und dann damit das Weite suchten. Andere, die wohl die gute Absicht hatten zu kämpfen, verloren auf der Fahrt etwas von ihrem Mut und stiegen auf irgend einer Station aus, um weit vom Schusse den Friedensschluß abzuwarten.

Leider kann ein einziger trauriger Mensch zehn braven selbstlosen Menschen ihren guten Ruf verderben. Aber die Hauptsache eigentlich hätte ich fast vergessen: Das Kriegsministerium in Pretoria war nur deshalb auf das Ausrüsten von Freiwilligen so schlecht vorbereitet, weil der Bürger des Landes sich selbst bekleiden muß, wenn er gegen den Feind aufgeboden wird.

Begleiten wir zwei deutsche Freiwillige auf ihrem Wege

Von Pretoria nach Colesberg.

In Glandsfontein will einer von ihnen seinen Durst mit Wasser stillen — Bier kostet 2 Mark — und bleibt sitzen. Der Andere hat nun zwei Pferde auf dem Halse. Als er nach Kronstadt gelangt auf das Gebiet des Oranje-Freistaates, empfindet er Hunger und Durst, auch das Pferd meldet sich. Er geht zu dem Kriegskommissar (Proviantmeister): „Ich will Kost haben.“ Der Kriegskommissar sieht nach dem Gutbände des Freiwilligen und sagt: „Ihr seid einer von den transvaalschen Menschen. Ich bin Kriegskommissar des Oranje-Freistaates, ich gebe nur für die Freistaater Proviant aus.“ „Aber Ihr kämpft doch zusammen für eine Sache,“ sagt der Freiwillige. „Ja,“ sagt der Kriegskommissar. „Aber essen thut Ihr jeder für Euch?“ — „Ja.“ Da bleibt dem Freiwilligen weiter nichts übrig, als zum nächsten Store (Laden) zu gehen und für bare 4 Mark Pferdefutter zu kaufen, und das wird ihm recht bitter. — Derselbe Freiwillige kam acht Wochen später mit noch 8—10 Deutschen desselben Weges gefahren oder vielmehr geritten. Nun hatte auch schon Transvaal einen Kriegskommissar auf der Station eingesetzt. Zu dem ging er. „Gut,“ sagte der transvaalsche Kriegskommissar, „Ihr könnt für jeden Mann 3 Stück Hartbrot (Zwieback) bekommen. Unser Freiwilliger zählte nicht genau nach, sondern nahm gleich soviel, wie er in der Schnelligkeit forttragen konnte. Von Zwieback und gutem Willen lebt man wohl einen Tag, aber nicht gut länger. Am 2. Tage ging der Freiwillige wieder zu dem Kriegs-

Kommissar. „Gestern hatte ich noch Hartbrot,“ sagte der Vertreter Transvaals, „da hat mir einer so unverschämt viel genommen, daß ich jetzt überhaupt nichts mehr habe. Wenn Ihr Fleisch haben wollt, müßt Ihr zu dem Kriegskommissar des Oranje-Freistaates gehen.“ Der Freiwillige geht wieder dahin und hört eine Antwort wie 8 Wochen zuvor. Aber er hat etwas gelernt in der Zwischenzeit! Er ruft eine höhere Instanz an und geht zu dem Haupt-Kriegskommissar, der ebenfalls Freistaater ist. Vorher macht er das Transvaal-Band vom Hute ab, und dann erzählt er dem Haupt-Kriegskommissar:

„Ich bin einer von den Menschen des Oranje-Freistaates. Ich war bei dem Transvaal-Kriegskommissar, um Kost zu holen, aber der will nur an die Transvaaler etwas geben; jetzt komme ich zu Euch, damit Ihr mir helft.“ „Was willst Du haben?“ sagte der Haupt-Kriegskommissar. „2 Pfund Fleisch für jeden Mann!“ „Schreibe flugs 2 $\frac{1}{2}$,“ sagte der Haupt-Kriegskommissar zu seinem Schreiber. „Was wollt Ihr noch haben?“ „Kaffee, Kakaο, Zucker, Erdäpfel, Seife, Streichhölzer usw.“ Er bekam Alles und bekam auch noch drei Anzüge mit, die er mit seinen Kameraden teilte.

Dann verwandelte er sich in einen Ermeloer Menschen, um vom Ermelo-Kommando Futter zu bekommen, und dann in einem Waterberger, um süßen Kuchen zu erhalten. Ein früherer deutscher Feldwebel, ein prächtiger ehrlicher Mensch, der hier seine 14 Jahre redlich abgedient hatte und aus wahrer Begeisterung hinüber gegangen war, schlug die Hände über dem Kopf zusammen über diese „wissentlich falschen Meldungen“, wie er sagte. Nun so Unrecht hatte er nicht; schön ist anders, aber Afrika ist auch anders als Deutschland. Doch das geschah erst acht Wochen später. Zurück zu der ersten Reise auf den Kriegsschauplatz.

Der Freiwillige setzt seinen Weg fort, nachdem er das Pferd verjorgt hat, und gelangt nach Norwalispont, der ersten Station auf kapländischem, also englischem Boden.

Hier bemerkt er weder Bahnhofswache noch Stappen-Kommandant noch sonst eine militärische Autorität. Keim Mensch kümmert sich um ihn. Der Stationsvorsteher läuft auf dem Bahnhofe herum und haucht einzelne Leute an, die aus dem beladenen Eisenbahnwagen unerlaubter Weise Futter holen. Der Deutsche macht das nach und sündigt gleichfalls gegen das 7. Gebot.

Da bemerkt er einen alten Bauern, der an seinem Wagen herumhantiert. Er fragt darob: „Wo wollt Ihr hin?“ „Ich will vertrecken (verziehen), Nefte.“ „Vertrecken, jetzt im Kriege?“ „Ja, Nefte, ich

will zum Hauptlager des Generals nach Colesberg vertrecken." Der Deutsche merkt also, daß der Bauer auch im Kriege nicht marschirt, sondern daß er vertreckt wie im Frieden. Er schließt sich einer Kolonne von 3—4 Ochsenwagen an, die von 8 Reitern begleitet wird. Bei eintretender Dunkelheit wird aufgebrochen. Wie sie durch die Finsternis hintrecken, überlegt er, daß es doch nicht ungefährlich wäre, wenn rechts oder links eine englische Patrouille erschiene. Allerdings kommt ihm gleich die zweite Überlegung, daß die Patrouille zwischen den zerklüfteten Kopjes sich nicht so leicht bewegen würde, wie bei uns zu Hause im Manöver. Da er beständig „Rhodes!" und „Chamberlain!" brüllen hört, reitet er nach vorne und — was erblickt er? Der Bauer benennt jeden einzelnen Ochsen mit Namen. Die dicksten, fettesten und faulsten Ochsen, die er natürlich dahin spannt, wo es am meisten zu ziehen giebt, benennt er Rhodes oder Chamberlain oder ähnlich. Hinter diese Edelsten der englischen Nation muß sich dann der Kaffernknecht mit der Peitsche begeben. Eine spaßige Art Rache, nicht ganz so grausam, wie sie der Kriegsführung der Engländer beliebt! — Um Mitternacht wird Halt gemacht und gegen Morgen noch einmal. Man fesselt sein Pferd, d. h. man bindet einen herabhängenden Zügel kurz an ein Knie, oder man verbindet beide Vorderbeine durch eine Schlinge, sodas das Pferd nicht unbehindert laufen kann und überläßt es sich dann selbst, damit es sich sein Futter sucht. Wenn man morgens weiter trecken will, so fängt man die Pferde wieder ein. Es kann aber auch vorkommen, daß ein Pferd weggelaufen ist, oder daß es gestohlen ist. — Als abgeschirrt wird, tritt ein Bauer zu dem jungen Deutschen und klopft ihn auf die Schulter: „Junge, Du mußt Ochsendreck suchen.“ „Ochsendreck?“ „Ja!“ Weil die Andern suchen, sucht auch er, obgleich er sonst an dieses Parfüm nicht gewöhnt ist. Der Ochsendreck wurde an Stelle des fehlenden Holzes benutzt, um Kaffee zu kochen. Übrigens schmeckte der Kaffee besser, als wenn er mit Kohlen und Roaks oder Antracit gekocht wäre. Das muß wohl an dem Durst gelegen haben.

Am nächsten Morgen wird weiter getreckt. Von Zeit zu Zeit dröhnt ein Kanonenschuß durch die Luft und einzelne Bauern, die des Weges geritten kommen, berichten, daß die Engländer die Straße unsicher machen. Da reiten denn ein paar beherzte Männer voraus, andere folgen mit den Wagen und zwei Reiter endlich schließen den Zug. Das geschieht ohne Befehl, einfach nach Verabredung. Um Mittag wird wieder Halt gemacht, aber man hört immer noch vereinzelte Kanonenschüsse. Da wird in dem deutschen Freiwilligen so etwas rege, wie es wohl in der Brust unserer Soldaten 1870 lebendig war, wenn sie ohne Befehl,

in der Richtung des Kanonendonners dem Schlachtfelde zueilten. Er läßt sich den Weg beschreiben, reitet voraus und kommt auch nach einigem Hin- und Herreiten im Hauptlager an, gerade als das Gefecht vorüber ist. „Kerl!“ sagt der erste Bauer, der ihm begegnet, „Ihr müßt mittags nicht reiten, da müßt Ihr Rast halten und Kaffee kochen. In der Hitze zu schießen oder zu trecken ist nicht gesund.“ Jener Freiwillige kehrte sich nicht an die Bauernregeln über Hitze und Kälte, über Kaffeekochen und Rast halten; er hat sich auch nicht um Nachtfroste und Wolkenbrüche bekümmert, bis er eines Tages typhuskrank zusammenbrach. Da sah er ein, daß der alte Bauer doch recht gehabt hatte. Doch das war später.

Damals am 16. Januar läßt er sich zu dem Haupt-Kommandanten führen. „Wo kommt Ihr her?“ fragt dieser. „Aus Deutschland.“ „Kommen noch mehr von Euch?“ „Nein, der Weg ist zu weit und die Reise ist zu teuer.“ „Das ist Sammers. Da könnte doch Ohm Paul die Reise bezahlen und ein paar Hundert herüber holen oder gar ein paar Tausend. Zu welchem Kommando wollt Ihr?“ „Das weiß ich nicht, ich kenne Euer Armee nicht.“ „Ich kommandiere nicht, Ihr müßt Euch Euer Kommando selbst aussuchen.“ „Habt Ihr ein deutsches Kommando?“ „Ja! Die Deutschen sind allemal bannig gute Kerls.“ „Dann will ich zum deutschen Kommando gehen.“ Nun nimmt der Hauptkommandant den Freiwilligen an die Hand, führt ihn an einen Felsen und zeigt ihm den Weg: „Ihr könnt rechts in einem Bogen herum an den Hügeln entlang trecken; da kann der Engländer Euch nicht beschießen. Ihr könnt aber auch geradeaus über die Flachte (Ebene) reiten. Der Weg ist kürzer, aber der Engländer könnte schießen.“ Der Freiwillige ist hungrig und durstig, und in solchen Augenblicken ist man recht gleichgültig. Er zieht gerade aus über die Ebene. Da ruft ihn der Haupt-Kommandant noch einmal um. „Junge, wenn Ihr mit den Engländern schießen geht, dann müßt Ihr ganz ruhig sein, dann trifft Ihr. Und damit Gott befohlen!“ Der Freiwillige treckt weg, indem er das ermüdete Pferd am Zügel mitführt. Wie er so allein seines Weges wandert, hört er rechts von einem Berge her, den er später als Coleskopf bezeichnen hörte, etwas knarren und knattern. Es faust etwas in der Luft, und in einer Entfernung von etwa 30 Schritten springt etwas auseinander. Es knarrt und es faust noch einmal, und 5 Schritt vor der Nasenspitze seines Pferdes bleibt ein volles Geschloß liegen. Er hat die beiden ersten Schrapnels auf diese höchst unblutige Weise bekommen. Was ist nun zu machen! In ein Mauseloch kriechen kann er nicht, denn dafür ist er doch nicht klein

genug; eine Deckung bemerkt er auch nicht, also er zieht weiter. Die Engländer stellen das Schießen auch bald ein, sie haben ihn offenbar nur bei seinem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz begrüßen wollen.

Der Abend sinkt herunter. Der heilige Schauer der Einsamkeit durchbebt den Deutschen. Tief auf atmet er, als er an das Großstadtgetümmel denkt, dem er erst vor wenigen Wochen entronnen ist. Da tauchen Zelte vor ihm auf. Weil er doch etwas vorsichtiger geworden ist, überlegt er, ob da wohl Engländer oder Bauern wohnen. Nun, Engländer würden wahrscheinlich die Zelte nach der Strippe ausgerichtet haben, aber diese Zelte stehen ohne Ordnung und Regel kunterbunt durcheinander. Hier einige, wo Felsen Schutz vor englischen Artilleriegeschossen gewähren, dort, wo man den besten Weg zum Wasser findet, und da, wo man für den Fall eines feindlichen Angriffs am schnellsten in Stellung gehen kann. Die Zelte gehören also nicht den Engländern. Und als der Freiwillige noch weiter schreitet, da trägt der Abendwind von rechts her die rauhen Klänge eines Kriegspalms der Bauern zu ihm herüber, und von links her schallt ihm aus rauhen Männerkehlen gesungen die Wacht am Rhein entgegen. Er kann den Weg nicht mehr verfehlen.

Er findet sich zu dem deutschen Kommando und meldet sich bei dem Kommandanten. „Zu welcher Korporalschaft willst Du?“ „Ich kenne Ihre Korporalschaften nicht!“ „Wir haben die Einrichtung,“ jagt der Kommandant, „daß jeder einzelne sich seine Korporalschaft wählen kann. Er kann auch jederzeit von einer Korporalschaft zu einer anderen übertreten. Dafür aber hat die Korporalschaft das Recht, jeden, der ihr nicht behagt, an die frische Luft zu befördern“.

Diese Einrichtung will dem Freiwilligen nicht ohne weiteres einleuchten, später hat er ihren Nutzen doch eingesehen. Wenn jemand, wie es auch bei uns im deutschen Korps vorkam, alle 7 Korporalschaften genossen hatte, dann mußte er einfach verduften. Jedenfalls ein bequemes Mittel, um die Leute los zu werden, die sonst der Schrecken eines Kompagniechefs und der Ärger aller Kompagniekameraden sind. Bei den Bauernkommandos bestehen ähnliche Verhältnisse. Die Bürger stehen distriktweise in denselben Kommandos. In den Korporalschaften finden sich dann Vater und Sohn, Bruder und Bruder, Ohm und Nefse zusammen. Sie essen zusammen, sie dursten zusammen und sie fechten zusammen, sie beaufsichtigen einander und erteilen einander Lob und Tadel. Der Feldkornet soll auch, wie man mir wenigstens jagte, reich und arm in den Korporalschaften verteilen, damit eben der

Reiche dem Armen helfe. Das sind patriarchalische Verhältnisse, wie sie uns ähnlich Tacitus von unseren Vätern berichtet.

Die bisherige Erzählung wird manchen Leser wie ein Märchen aus alten Zeiten anmuten. Der Hauptkommandant ohne Säbel, ohne Portepée und ohne Raupen ist doch zu verschieden von einem deutschen Stabsoffizier. Die Leute in Südafrika leben offenbar in einem kindlichen Zeitalter der Kriegführung.

„Habt ihr auch einen Spion?“ fragte uns einmal ein Bauer. „Wir Deutsche einen Spion?“ Ja, was nennt der Bauer Spion! Der einzelne Posten, der hinter dem Felsblock lauert, der einzelne Patrouillenreiter, der Kaffer, der sich durchs Land schleicht und bald hier bei den Bauern, bald dort bei den Engländern gegen baares Geld seine Nachrichten verkauft, der Landbewohner, der der befreundeten Seite Kunde von den Bewegungen des Feindes übermittelt, sie alle zählen unter dieselbe Kategorie der Spione und werden auch alle gleich behandelt. Als wir im März bei Winburg lagen, wurden zwei Engländer verhaftet, die schon längere Zeit unbehindert im Freistaate wohnten und dafür zum Dank der englischen Armee Nachrichten lieferten. Was machte man mit diesen Hochverrätern? Man packte sie sorgfältig ein und schickte sie ins englische Lager. „Solche schlechten Kerls, wie Ihr seid, können wir nicht gebrauchen, geht hin zu Euern Landsleuten, wo Ihr hingehört!“ Jedensfalls eine gar milde Strafe. Nicht blos das Wort Spion fiel einem auf.

„Junge, wir müssen nun flüchten!“ rief mir einmal ein Bauer zu, und ganz offenherzig erzählte er nachher: „Als der Engländer auf 200 Schritt heran war, da bin ich geflüchtet.“ Ein preussischer Unteroffizier würde in solchem Falle erhobenen Hauptes von einem ehrenvollen Rückzuge gesprochen haben, obgleich die Schnelligkeit der Flucht und des ehrenvollen Rückzuges dieselbe gewesen wäre. Der Bauer schlägt auch keinen Angriff zurück, wie wir nicht ohne Uebertreibung sagen, sondern er schießt ihn zurück, usw.

Da jeder gute Deutsche militärisch bis auf und in die Knochen ist, so wird dem deutschen Leser manches recht wenig militärisch und recht bäuerisch vorkommen. Der Ochsenwagen, der langsam kriechende, bespannt mit Rhodes, Chamberlain und Genossen, der Hoopdkommandant, der genau so wie jeder andere Sterbliche aussieht; die Auredede Ohm und Nefse; der merkwürdige Begriff eines Spions und verschiedenes Andere. Rämpft nicht die Nase! So wenig man am Wachholderstrauch nach Tafelbirnen suchen wird, ebensowenig soll man von jenen Bauern ein europäisches Kriegswesen verlangen.

Der Krieg und die Kriegführung sind eine ebenso berechtigte Seite unseres Kulturlebens wie der Frieden und die Friedensthätigkeit, gleich denen sie von unzähligen Faktoren abhängig sind, von denen mir als gemeinem Manne besonders auffielen die Verhältnisse des Landes, sodann die Beschaffenheit der einzelnen Kriegsmänner — Soldaten darf ich nicht sagen —, die Organisation, die die einzelnen zusammensetzt, und endlich und nicht am wenigsten die Führung, die den Sieg erringen soll.

Das Land.

In einem Lande, wo jedesmal da ein ganzer Weißer wohnt, wo bei uns 150—200 Menschen zusammenhocken, trifft man nicht allzu häufig einzelne Wohnstätten oder ganze Dörfer an. Man ist viel mehr als bei uns in unseren Gegenden darauf angewiesen, draußen im Freien zu bivakieren. Wie ich mich aus meinen Aufzeichnungen überzeuge, bin ich in der Zeit vom 15. Januar bis zum 5. März auch nicht ein einziges Mal unter Dach und Fach gekommen. Wir schliefen unter Zelten oder, wenn wir auf Pferdekommmando waren, unter freiem Himmel. Die Langeweile vertrieb uns der liebe Mondenschein, aus Faust, Sonaten und Romanen schon bekannt; auch Platzregen und Gewitter gab es, aber es gab kein Holz und kein Stroh. Eine Decke mußte uns gegen die Nacht schützen, die meist kälter war als bei uns. Nicht ohne Stannen und innerlichen Ärger sah ich das erste Mal, als ich auf Wache zog, meine Kameraden mit Decken beladen ankommen. Ich zog nach altpreussischer Weise nur im dünnen Regenmantel auf. Das zweite Mal nahm ich selbst eine Decke mit, und das dritte Mal hätte ich gern zwei oder mehr Decken mitgeschleppt, wenn ich welche gehabt hätte. Im Winter haben wir am Tage + 25° und nachts bis — 5 oder — 6° R gemessen, also ungefähr 30° Unterschied. Im Sommer werden die Unterschiede zwischen Tag- und Nachttemperatur ganz ähnlich gewesen sein. Glücklicherweise hatten wir kein Thermometer bei uns, wir würden sonst nur noch mehr geschwitzt — in Europa sagt man transpiriert — und gefroren haben.

Selbstverständlich ist auch die Verpflegung nicht so leicht sicher zu stellen, wie bei uns. Fleisch war immerhin reichlich vorhanden, aber im Kaplande wenigstens hatten wir morgens, mittags und abends immer nur Hammel-, Schöpfen- und Schafffleisch. Das wird auf die Dauer doch langweilig, wenn man nicht ein einziges Mal ein Stück Rindfleisch, geschweige denn Schweinefleisch zu sehen bekommt. Alles

Ubrige, vor allem jede Art Gemüse, fehlte recht häufig. Wer das Hungern und Dursten in Europa noch nicht gelernt hatte, der hatte drüben wirklich Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. In Natal mag es um die Verpflegung etwas besser gestanden haben. Es war ein Glück, daß die Menschen drüben selbständiger und gewitzter waren als hien. Wenn es keinen Bohnenkaffee gab, so brannten wir uns welchen, wenn es hoch kam aus Gerste, wenn es fein mußte, aber auch aus Mais. Mit den geringsten Mitteln wußte ein Schweizer meiner Korporalschaft die wunderbarsten Sachen herzurichten. Mehl im Wasser gerührt mit etwas Salz ohne jede Zuthat von Fett zubereitete er ganz vortrefflich zu. Allerdings wird ja auch der Hunger als bester Koch das Seinige zu der Schmachthaftigkeit des Essens beigetragen haben. Kochen und Waschen, worin ich bis dahin nicht ausgebildet war, habe ich drüben gelernt — ich freue mich dessen —, aber bis zum Baden habe ich mich nicht emporgeschwungen. Wie meine Korporalschaftsgenossen bucken, das ist mir heute noch ein Rätsel mit sieben Siegeln; jedenfalls hat uns das selbstgebackene Brot vorzüglich geschmeckt.

Die räumlichen Entfernungen werden anders überwunden als bei uns; denn als Verkehrsmittel dienen dem Bauern in Kriegs- und Friedenszeiten nicht wie bei uns die eigenen sondern die Pferdebeine. Die Eigenschaften der Bauernpferde sind aus den Zeitungen hinlänglich bekannt. Es zeigte sich in diesem Kriege, daß die englischen Pferde trotz ihres edleren Blutes und ihrer besseren Rasse bei weitem nicht so viel leisten, wie die nach Blut und Rasse minderwertigen Bauernpferde, die den Anforderungen eines afrikanischen Krieges gewachsen waren. Rasse und edles Blut sind gut, aber Abhärtung, Genügsamkeit und Ausdauer sind auch etwas wert. Die edlen Lords können von dem schlichten Bauern manches lernen.

Als Zugtier dient das Pferd in Südafrika selten. Unsere Trains bestanden aus Ochsenwagen, jeder mit 10—20 Ochsen bespannt. Der Treckochse ist nicht zu entbehren, da er mehr Hunger und Durst vertragen kann, als irgend ein anderes Zugtier. Langsam, sehr langsam treckt der Ochsenwagen, aber sicher. Schneller als der Treckochse ist das Maultier, aber leider auch anspruchsvoller. Wenn man einen Maultier-Wagenzug halb mit Futter für die Zugtiere beladen muß, damit sie nicht unterwegs verhungern, so geht natürlich der Nutzen eines solchen Transportes verloren. Das beste Zugtier, allerdings auch das langsamste, ist und bleibt der Treckochse. Sollte es schnell gehen, so gingen größere Patrouillen oder Pferdekommandos ohne Wagen

voraus. Ein solches Vorrücken ist aber nur für kürzere Zeiten möglich; denn Wasser und auch Grasfutter sind nicht zu allen Jahreszeiten in gleicher Güte und Menge vorhanden.

Bei jedem Marsche und bei jeder Marschdisposition mußte der Befehlshaber ganz andere Rücksichten auf Durststrecken und Wasserstationen nehmen als hier zu Lande. Die Engländer sind wohl in einzelnen Fällen, ohne Rücksicht auf Grasdürre und Wassermangel, auf Ochsen und Ochsenwagen, vorwärts gedrungen, aber nicht auf die Dauer. Ihre Trains sind ungeheuer gewachsen. Ein einziges Armeekorps verfügt über 30 000 Maultiere und Pferde, ungerechnet die Hunderte von Ochsenwagen, die die Armee mit herumschleppen muß. Man sieht: Der Ochsenwagen und die Buren-Armee müssen langsamer trecken, als wir hier in Deutschland die Strecke auf der Karte mit dem Zeigefinger zurücklegen. Den Ausdruck Armee gebrauche ich nur ungern; denn ich weiß aus Erfahrung, daß man sich darunter etwas Falsches vorstellt.

Die militärische Organisation

der Bauern kann man mit der unsrigen kaum vergleichen. Oberbefehlshaber ist der Kommandant-General, der wie der Präsident des Landes von den stimmberechtigten Bürgern des Landes gewählt wird. An der Spitze der einzelnen Distrikte, die im Kriege je eins oder mehrere Kommandos aufbringen, stehen schon zu Friedenszeiten gewählte Kommandanten und Feldkornets, die unseren Amtsvorstehern und Landräten zu vergleichen sind.

Diese Kommandanten und Kornets, die im Kriege die einzelnen Kommandos und ihre Unterabteilungen, die Kornetschaften, führen, thun zu Friedenszeiten niemals Exerzier- oder Felddienst, ebensowenig die Korporale, die von ihren Korporalschaften gewählt werden, und ebenso wenig die Bechtgenerale und endlich die Generale. Alle meine militärischen Vorgesetzten vom Korporal bis zum General hinauf waren nichts weiter als Bauern, die von der Ochsenherde weg ins Feld geritten waren. Der Idealtypus eines Burenkommandanten war Cronje, den man hier in Deutschland hart verurteilt. Zu seiner Verurteilung möchte ich doch als Milderungsgrund anführen, daß er am Majubaberge 1881 höchstens 150 Mann — also noch keine kriegsstarke deutsche Kompagnie — befehligt hatte und nun plötzlich eine ganze Armeeteilung unter sich hatte. Einen Hauptmann, der mit einem Male General spielen soll, wird auch ein Militär entschuldigen oder wenigstens verstehen, wenn er sich in seine Haut hineindentkt.

Wenn man von dem Milizheere der Bauern liest, so denke man nicht an ein Milizheer, wie beispielsweise die Schweiz eins hat. Jeder waffenfähige Schweizer leistet doch wenigstens einige Übungen ab; auch Generalstab und Kriegsministerium, Intendanturen usw. existieren schon im Frieden. Der Bauer dient in Friedenszeiten auch nicht einen Tag; zu Stäben und anderen Truppenbehörden waren nur die ersten Ansätze vorhanden. Bewundernswert war es, wie schnell unsere Bauern-Generale, die eben auch nur Bauern sind, sich zurechtfinden, wie sie für den Sekretaris (Generalstabs-Offizier), für die Kriegskommissare (Intend-Beamte), für die Depeschenreiter (Ordonnanzoffiziere), für die Rapportgänger (Meldereiter) usw. die rechten Männer auszusuchen wußten.

Die überaus schnelle und einfache Art der Mobilmachung ist bekannt. Wenn alle drei Aufgebote zu den Waffen gerufen werden wie in diesem Kriege, dann sattelt jeder Bauer vom 16. bis 60. Jahre sein Pferd, nimmt die Büchse von der Wand und reitet zu dem Gestellungsplatze seines Kommandos, von wo aus dann an die Grenze abgerückt wird. Er braucht nicht erst vom Staate Uniform und dergleichen in Empfang zu nehmen; dem Staate kostet die ganze Mobilmachung nichts. Der Krieg ist, fast noch wie vor 60 Jahren bei den ersten Treckern, Privatsache.

Jeder Bauer bringt sein eigenes Pferd mit, seinen eigenen Sattel, seinen eigenen Ochsenwagen, seine Ochsen, Schippe, Spaten, seinen Kasserntnecht; er räumt zu Hause erst die halbe Fleisch- und Mehlkammer aus, er leert die Wirtschaftskasse; denn Sold giebt es nicht einen Pfennig. Die Frau muß Brot backen und alles in Ordnung bringen, was für einen mehrmonatlichen Kriegsdienst ihres Mannes notwendig erscheint. Ob die Hausfrau nicht zuweilen seufzen und stöhnen wird, wenn sie zu den sogenannten Mobilmachungsarbeiten herangezogen wird, wenn ihre Vorräte, die sie sorgsam zusammengehalten hat, schwinden, und wenn die Wirtschaftskasse leer wird? Nein! Die südafrikanischen Bauersfrauen sind ja selbst mit ihrem Lande groß geworden, und sie bringen daher ihre Opfer ohne Thränen und ohne Murren.

Die schnelle und billige Mobilmachung ist eine Lichtseite der Einrichtung, daß der Krieg Privatsache ist, sie ist aber auch fast die einzige. Wenn man bedenkt, daß ein Ochsenwagen nicht unter 500—1000 Mark herzustellen ist, daß ein Ochse nicht unter 200 Mark zu bekommen ist, das Pferd, Sattel, Spaten, Schippe, Mehl, Fleisch ihr Geld kosten, so wird man einsehen, daß der einzelne Bauer im Ernstfalle bedeutend größere Opfer bringen muß, als sie von uns verlangt werden, wenn uns der König

rust. Die Versicherungsprämie, die wir im Frieden dagegen bezahlen, muß dagegen sehr gering angeschlagen werden. Es rächt sich auch im Ernstfalle das Nichtüben und Nichtorganisiren im Frieden. 1000 bewehrte Schützen, die noch nie in Reih und Glied gestanden haben, kommen nur der Anzahl nach einem kriegsstarren Bataillon gleich.

Dafür, daß der Einzelne sein Privatvermögen opfert, darf er auch persönliche Vorteile einheimen. Wenn auf dem Berge oben eine von den Engländern verlassene Kanone steht, und unten läuft ein herrenloses Pferd, so wird der Bauer die Kanone stehen lassen und das Pferd holen. Warum? Das Pferd kann er als Landwirt benutzen, die Kanone findet als landwirtschaftliche Maschine bis jetzt wenigstens keine Verwendung. Darum wird er lieber das Pferd holen, das nicht dem Staat anheimfällt, sondern ihm selbst; denn das Beutemachen ist vollkommen gesetzlich. Nun ist aber zwischen beutemachen, kommandieren (requirieren) und plündern die Grenze nicht immer scharf zu ziehen, und wo eine solche strenge Scheidung nicht möglich ist, da wird leicht Unordnung eintreten. Es passierten da die merkwürdigsten Geschichten.

Wir lagen vor Colesberg lange den Engländern unthätig gegenüber. Zwischen unserer und der feindlichen Aufstellung befanden sich verschiedene Farmen. Unser General erließ den Befehl, daß alles das, was aus dem Bereiche der feindlichen Geschütze geholt würde, demjenigen gehören sollte, der sein Leben darum wage. Nun holte sich ein deutscher Freiwilliger ein Pferd. Ein paar Tage drauf kam ein Bauer angeritten und jagte ihm: „Das ist mein Pferd!“ — „Das habe ich mir von einer Farm aus dem Bereiche der feindlichen Geschütze geholt“, sagte der deutsche Freiwillige. „Das Pferd gehört mir, ich werde zu dem General gehen“, sagte der Bauer. Am nächsten Morgen wurde bei dem General unterhandelt. Der Deutsche sagte: „Mein ist das Pferd, und mir gehört es zu, denn ich habe es mir von einer Farm aus dem Bereiche der feindlichen Geschütze geholt. „Das glaube ich wohl“, sagte der Bauer, „Ich bin Kapländer, ich habe meine Farm verlassen, habe die Waffen für die Transvaaler aufgenommen, und zum Danke dafür steht Ihr mir meine Pferde!“ Der General suchte zu vermitteln und fällt schließlich folgendes salomonisches Urtheil: „Ihr habt Recht, deutscher Freund, und Ihr habt auch Recht, Freund Kapbauer. Ihr wollt das Pferd haben, weil Ihr darauf in den Krieg reiten wollt, und Ihr wollt das Pferd wieder haben, weil Ihr es Euch selber aufgezogen habt. Ich lasse das Pferd abtaxieren. Dann kriegt der Kapbauer sein Pferd und zahlt das Geld dafür an den Deutschen.“ Das war anständig entschieden, anständig und doch anders-

dachte auch der Deutsche. „Ich bin deutscher Unteroffizier und kein Transvaaler Bürger, ich hätte brauchen nicht in den Krieg zu ziehen, ich bin freiwillig gegangen und könnte jeden Augenblick wieder nach Hause gehen. Ich habe mir das Pferd geholt, nicht um es zu verkaufen, sondern um darauf zu reiten, denn ein Mann ohne Pferd ist ja bei Euch Bauern zu nichts nütze. Ich danke für Euer Pferd, und ich danke für Euer Geld.“ Dem südafrikanischen Bauerngeneral war diese Art des Denkens mindestens ebenso fremd, wie unseren deutschen Bauern die Philosophie des Sokrates. Nachdem er sich aber von seinem Schrecken erholt hatte, sagte er zu dem Deutschen: „Geht hin und sucht Euch von meinen fünf Pferden das beste aus, das sollt Ihr dann behalten.“ Geschehen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auf der Karrod des Kaplandes. Der Deutsche war ein Baier, wenn ich nicht irre, mit Namen Weiß. Ich möchte ihn einen Idealisten nennen, wenn auch Schiller bei diesem Ausdruck wohl nicht an das deutsche Korps und an den südafrikanischen Krieg gedacht hat.

Die Geschichte soll den Unterschied zwischen unserem Denken und Empfinden und dem der Bauern veranschaulichen. Allmählich wurde jeder Deutsche, ob er hüben Major oder Lehrer oder Kaufmann war, drüben selbst zum Bauern. Als ein deutscher Freiwilliger einmal zwei Pferde, die er Beute gemacht hatte, an einen Bauern abgab, um nicht aus dem Gefecht herausreiten zu müssen, wurde er dafür hart angelassen. „Sie denken, Sie sind noch in Deutschland, Sie haben gar keine Ahnung, wie es hier bei uns in Afrika Mode ist“, so sagten die deutschen Freiwilligen zu ihrem Kameraden, der sich sonst mit ihnen sehr gut vertragen hatte. Er hatte zweifellos unrecht gehandelt, die Beutepferde wegzugeben, wenn er auch sein Unrecht nicht eingestehen wollte. Durchaus anders als bei uns zu Lande war der Umgangston im Heere der Bauern. „Bürger, Ihr, Kerls, Ihr, Maten, Ihr (Kameraden),“ so redete der Vorgesetzte seine Leute an. „General, Ihr, Kommandant, Ihr,“ so sprach der Untergebene zu seinem Offizier, nicht „Herr General!“ nicht „Herr Kommandant!“ Unter den Gleichstehenden hörte man die Titulaturen Bruder, Freund, Ohm, Neffe und dergleichen. Dieser Umgangston ist der Ausdruck der Disziplin. Da alle sogenannten Vorgesetzten direkt oder indirekt ihre Stellung der Wahl derselben Bürger verdanken, die sie führen sollen, so besteht keine straffe Unterordnung wie bei uns; nicht einmal einen militärischen Gruß kennt man. Indessen wird doch die Unterordnung durch die Ehrfurcht ersetzt, die der jüngere Mann dem älteren entgegenbringt, und durch das Verwandtschaftsgefühl, das in den einzelnen Heereskörpern herrscht. Befehlen läßt sich unter

solchen Umständen nicht leicht. Bei uns wird der Soldat vom Staate ausgehoben, eingekleidet, einexerziert und instruiert, er bekommt pünktlich sein Traktament und braucht nicht seine Vorgesetzten auszusuchen und zu wählen; der Unteroffizier zeigt ihm die Schönheiten der Stadt und führt ihn am ersten Sonntagnachmittage spazieren — er braucht nur zu gehorchen. Der Bauer besorgt das alles selbst, gehorcht aber dafür auch nur, wenn er den Befehl für vernünftig hält. „Jeder ist sein eigener General“ habe ich unzählige Male gehört. Jeder Bauer läßt sich von seinem Kommandanten informieren, um was es sich handelt, und er wird genau das drangeben, was er für nötig hält. Zu Anfang des Krieges glaubte er ohne Menschenleben das Spiel gewinnen zu können, jetzt sieht er den Ernst ein und wagt alles an den Wurf um Sein oder Nichtsein.

Nur noch einiges zum Vergleich mit unserem modernen Heerwesen. Weder die Kommandos noch die Kornetschaften waren gleichmäÙig stark. Es gab Kommandos zu 18, zu 30, zu 50, zu 80, zu 100 und zu mehr als 100 Mann. Ein deutscher Major kann wohl anordnen: „2 Kompagnieen an die Mühle rechts, 2 Kompagnieen auf den Berg links!“ Das ist aber einfach unmöglich, wenn diese Kompagnieen verschieden stark sind, denn dann muß für jede Kompagnie eine entsprechende Aufgabe ausgesucht werden.

Listen wurden nicht geführt, und wenn sie geführt wurden, dann waren sie sicher nicht ganz richtig; denn wenn kein Zahlmeister da ist, der Geld auszahlt, so hat keiner ein Interesse daran, sich in einer Liste führen oder streichen zu lassen. Außerdem fanden ja, was bei einem Landsturm naturgemäß ist, beständige Beurlaubungen einzelner Leute und einzelner Offiziere statt. Sicher hat man in Pretoria so gut wie in Bloemfontein niemals genau gewußt, wieviel Tausend Bürger eigentlich unter den Waffen standen. Schon der Bechtgeneral und der Kommandant waren nur oberflächlich informiert über die Kopffahl ihrer Abteilungen. Wenn gelegentlich während einer Ruhepause mal genau nachgeforscht wurde, dann sahen wir zu unserem Erstaunen, daß manches Kommando stärker war, als wir geglaubt hatten, manches Kommando aber auch viel schwächer. Bei so lockerer Organisation und Disziplin waren die Leistungen des Kommandos viel mehr von der Beschaffenheit des einzelnen Mannes und des einzelnen Offiziers abhängig als bei uns. Bei uns hier wird auch der Durchschnittsoffizier mit seinen ausgebildeten, disziplinierten Mannschaften etwas leisten können, und auch der Durchschnittsoldat wird inmitten des Ganzen einigen Nutzen, d. h. dem Feinde einigen Schaden stiften können, drüben war es anders.

Da lagerten zwei Kommandos nebeneinander. Als das eine mal 100 Mann zu einem Patrouillenvritt aufbringen sollte, da erschien schließlich der Kommandant Pr. mit wohlgezählten drei Leuten auf dem verabredeten Platze. „Wo sind die anderen?“ wurde gefragt. „Die wollen Kaffee kochen.“ — Bei seinem Nachbarkommandanten ging es anders her. Wenn der jemand fluchen hörte, so ging es nicht ab ohne zwei Stunden Kanonenreiten (Arrest), und wehe dem, der nicht sofort ausgeführt hätte, was befohlen wurde! Der Kommandant drohte, jeden niederzuschießen, der etwa im Gefecht ausreißten wolle. Eine wahrhaft eiserne Manneszucht hielt dieser Mann aufrecht. Auch bei uns Deutschen wird es ja im Ernstfalle Unterschiede zwischen einzelnen Kompagnieen und Regimentern geben, aber so groß wie bei den Bauern werden sie nicht sein.

Naturgemäß war die Verpflegung noch nicht so gut organisiert wie in europäischen Heeren. Augenblicksbehörden, wie wir sie hatten, können einfach nicht das leisten, was deutsche Behörden, die Erfahrungen von Jahrhunderten hinter sich haben, ohne Mühe fertig bringen.

Vor Allem fehlte es an den nötigen, dem Staate gehörenden Trains, denn die Ochsenwagen, um das immer wieder zu betonen, gehörten einzelnen Bauern, gehörten nicht etwa dem Staate.

Dieser Umstand brachte auch wieder unendliche Schwierigkeiten mit sich. Cronje, um nur ein Beispiel zu erwähnen, hat sich langsamer vom Modder-Rivier zurückgezogen, als es seine Lage erforderte. Wenn er die Ochsenwagen stehen gelassen hätte, so wäre er ohne Zweifel zu den Waffenbrüdern ostwärts entkommen. Nun, ein deutscher Train-soldat wird sich nicht zweimal sagen lassen: „Haut die Stränge durch, reitet davon.“ Warum nicht? Der Wagen und alles was darauf ist, gehört ihm ja nicht. Wenn aber der Bauer seinen eigenen Wagen im Werte von 1000 Mark mit 10—20 Ochsen, von denen jeder 200 Mark kostet, ungerechnet die Vorräte, die er mitführt, im Stiche lassen soll, dann wird er es sich wohl zweimal überlegen. Auch unser deutscher Bauer würde in solchem Falle sich sagen: „Vielleicht entkommen wir den Feinden doch noch, wir entkommen ihm wahrscheinlich, wir entkommen ihm sicher, ohne daß wir unsere Wagen im Stiche zu lassen brauchen.“ Selbst de Wet, der sonst sich Gehorsam zu erzwingen weiß, konnte im Juli den Hauptteil der Freistaatsbürger unter Prinsloo nicht überreden, mit ihm nach Norden zu trecken. Man wollte eben die Ochsenwagen, den wertvollsten Teil der Habe nicht verlieren und geriet in- folgedessen in Gefangenschaft.

Militärische Organisation, Uniform und Disziplin hatte außer den kleinen Polizeitruppen nur die Artillerie, die schon im Frieden eingeübt war. Leider waren die Geschütze sehr verschieden nach Konstruktion und Kaliber. Wir besaßen Vorderlader, die jedem Altertumsmuseum Ehre gemacht hätten, und moderne Hinterlader: Krupps, die sogenannten Jamesonkanonen (von Jameson 1895 nach Transvaal geschleppt), Kreuzots, Kanets, Armstrongs, Nordenfeldmaxims, Bickermaxims, Handmaxims u. s. w. . . . Diese verschiedensten Geschütze verschiedenster Konstruktion waren in denselben Verbänden vereinigt, was natürlich für einen geregelten Munitionsjag sehr hinderlich war. Ueberdies schleppten wir die Kanonen zum größten Teil noch vor die Festungen, sodaß sich im Felde großer Mangel an Geschützen fühlbar machte. An Zahl war unsere Artillerie so wie so der der Engländer nicht gewachsen. Bei Slandslaagte z. B. feuerten zwei Geschütze einen ganzen Tag lang gegen 23; bei Magersfontein zuerst 3, dann vielleicht 5 gegen 30—33; am Spionskopf werden 4 und am zweiten Tage 5 gegen mehrere Batterien gefochten haben; am Kahlkopf hatten wir 3 gegen mehr als 20 — und was für Geschütze!

Einen großen Fehler haben die Bauern weiterhin unzweifelhaft dadurch begangen, daß sie die Ausländer, die für Freiheit und Gerechtigkeit fechten wollten, nicht genügend organisierten und richtig verwandten. Einige Tausend Mann europäisch organisierter Truppen mehr konnten ein großes Gewicht in der Waagschale der Entscheidung bedeuten. Später mehr davon.

Ein kurzes Wort nur über die Vorbereitungen des Krieges. Die Welt wird einst staunen, wenn sie hört, welche Unsummen jenes kleine Völkchen in Südafrika für Waffen, Munition, Proviant u. s. w. geopfert hat. Es ist wesentlich ein Verdienst deutscher Männer — das dürfen wir mit Stolz sagen — daß die Bauern mit dem besten Gewehr in das Feld rückten, während das angeblich „fortgeschrittene“ England seinen Soldaten das elende Lee-Matford mit auf die Reise gab. Schade, daß die Bauern einen großen Teil ihrer Rüstungsgelder für unnütze Forts ausgaben, anstatt nach Rat deutscher Leute ein Milizsystem durchzuführen, und die Artillerie einheitlich zu organisieren und zu formieren. Was organisierte Bauern vermögen, das haben die kleinen Polizeitruppen und ihre wenigen Geschütze bewiesen. Jammersehade!!

Zu Anfang des Krieges bestand also die Armee der Bauern aus der großen Masse eines berittenen Landsturmes ohne Übung, der alle Männer vom 16. bis zum 60. Jahre, und dazu Freiwillige unter 16 und über 60 Jahren umfaßte. Dazu traten eine notdürftig organisierte Ar-

tillerie, die aber nicht über ein einheitliches Geschützsystem verfügte, und endlich Fremdenkorps von verschiedener Stärke und Qualität. Es waren nicht 35 000—40 000 Mann Truppen, sondern nur Trupps berittener „Menschen“ — wie der Bauer sagt — die gegen eine überlegene disziplinierte europäische Armee ins Feld zogen. Alle Kommando- und Verwaltungsbehörden mußten improvisiert werden. Eine solche Armee — wenn man von einer solchen sprechen will — kann nicht alle Aufgaben erfüllen, wie sie unserem Heere gestellt werden können. Wie sehr wir an ein bestimmtes Gelände und eine bestimmte Fechtart gebunden waren, will ich hier nicht auseinandersetzen. Jeder gerechte Beurteiler wird nicht fragen: „Warum haben die Bauern nicht mehr geleistet?“ sondern: „Wie konnten und können sie so viel leisten?“

Ich muß hier 'mal aus dem Kriegsrat plaudern, den unser General eines Tages anfangs März am Oranje = Rivier abhielt. Der General ritt mit seinen Kommandanten die Stellung ab, in der er die Engländer am nächsten Tage empfangen wollte. „Seht, Brüder, da drüben über den Berg kommt morgen der Engländer. Da wollen wir noch nicht schießen, wenn wir ihn oben sehen, denn dann legt er sich oben hin. Wir warten erst, bis er unten in die Ebene kommt, bis an die Stelle, wo der Strauch da steht. Das sind 600 Schritt, da wollen wir schießen!“ Nein, General, das werden wir nicht thun, das sind 800 Schritt.“ Man einigte sich über die Entfernung, und beschloß, die Engländer erst da zu begrüßen, wo in der Ebene ein heller Strich bemerkbar war, in einer Entfernung, die man auf 600 Schritt schätzte. „Nun, Bruder! sagte der General zu einem Kommandanten, „ich denke, Ihr legt Euch mit Eueren Leuten hinter dieses Kopje. „Nein, General, das werde ich nicht thun, hier stehen die Pferde zu schlecht.“ „Aber du, Hendrik!“ „Nein, mein Lager ist zu weit weg von dieser Stelle.“ „Ich will mich hier hinlegen,“ sagte ein Dritter. „Nein,“ erwiderte der General, „Ihr habt 70 Bürger, und dieses Kopje können 40 Bürger verteidigen.“ Schließlich fand der General auch einen Kommandanten heraus, der gerade 40 Mann befehligte und ihm geeignet erschien, dieses Kopje zu verteidigen. So wurde nun die ganze Stellung abgeritten und überall Kriegsrat gehalten. Schließlich wußte auch jeder Kommandant genau Bescheid, was zu thun war. Er nahm dann seine Leute zusammen und besprach dann mit ihnen die Gefechtsidee — so würden wir sagen —. Ich wußte nicht, wie man es besser und umsichtiger anfangen könnte, als es unser General in diesem Falle gethan hat. Moltkes schöne Worte über die Institution eines Kriegsrates behalten deshalb doch ihre Gültigkeit.

Ein Gefechtsbild drüben

machte sich anders, als ich es als Kind und als Erwachsener in meinen Träumen gesehen hatte. Bei den Bauern gibt es nicht wehende Fahnen, geschwungene Säbel, blitzende Bajonnette, flatternde Lanzenfähnchen, Trommelwirbel und Trompetensignale und Hurrarufe. Alle diese Poesie, die unsere Herzen begeistert oder wenigstens unsere Sinne betäubt, fehlt vollständig. Daß es aber nicht zu nüchtern hergeht, dafür sorgen die Engländer. Huiii — Krach! heulen die ersten Schrapnels, dazwischen hört man ein unregelmäßiges fast gemüthlich klingendes Sij — Sijij — Sijijij —. Aha, Lyddits! Die Herren Engländer feuern, ohne viele zu treffen, aber unermülich. Sie haben offenbar recht viel Geschütze und das nötige Geld, um die teureren Geschosse zu bezahlen. „Ons kan wacht“ (Wir können warten) sagt der Bauer. Bei uns regt und rührt sich nichts. Aber an einer Stelle doch! Ein biederer Bauer Mann, der vor der ihm unbekannteren Artillerie ebensolche natürliche Scheu empfindet wie Coopers Rothhaut vor dem Feuerstoc des weißen Mannes, geht zu seinem Pferde und reitet bedächtigt davon. Einer nach dem Anderen macht es ihm nach und setzt sich auf, um zu verschwinden. Zwei ängstliche Menschen können ein ganzes Kommando um Ehre und Reputation bringen. Aber da ist vielleicht ein alter Bauer, der mit derben Worten ihnen ihr Benehmen vorhält und sie dadurch zurück bringt, oder da ist ein herzhafter Kommandant, der sie durch Drohungen zurückscheucht.

An einer anderen Stelle ist man klüger. Da die Engländer immer nach dem Kamm der Hügelreihe schießen, so steigt man einfach ihnen entgegen den Abhang hinunter und legt sich am Fuße des Hügels in Position. Was gilt die Wette? Von 100 englischen Artilleriegeschossen treffen 90 entweder die höchsten Erhebungen oder fliegen darüber hinweg. Ueber dem Artilleriekonzert bricht die Nacht herein. Fröstelnd wachen und schlafen wir zwischen unseren Klippen, einen nächtlichen Sturmangriff erwartend. Aber durch Schaden klug geworden, wartet der Feind den nächsten Morgen ab. Nachdem das Artilleriekonzert wieder begonnen hat, nimmt der Engländer an, daß bei uns entweder kein Bein mehr lebt, oder daß die lebendigen Beine sich nach rückwärts konzentriert haben. Die Infanterie macht sich zum Angriff fertig, aber das ist ein Herumgeziehe ein Durcheinandermarschieren und ein Auseinanderlaufen, bis die Bataillone an ihre Stelle gelangen! Dieser oder jener von uns glaubt Musikkorps

zu erkennen, die mit Pfeife, Trommel und Dudelsack das nötige Feuer hinter Tommy machen. Es blitzt und blinkt, daß uns die Augen weh thun. Einer reicht dem Andern das Fernglas. Es bleibt dabei: Auf 1200 Schritt pflanzen die tapferen Rakis das Seitengewehr auf. Wollen sie sich Mut machen, oder uns Schreck einjagen oder bloß besser vorbeischießen? Auf 1200 Schritt Seitengewehre aufzupflanzen und nun Salve auf Salve auf Schützen abzugeben, die in Abständen von 5 Schritt auseinanderliegen, dazu gehört wirklich viel. Ihr wollt die Herren der Welt sein und unseren Schiffen die Wege vorschreiben? — Schafsköpfe! — So weit unser Auge reicht, drüben Massen, hüben keine Reserven, keine Unterstützungstrupps, keine einzige Uniform, nur in dünnen Linien einzelne Bürger, ernste Gesichter, spähende Augen. Hinter diesem Felsblock liegt Vater und Sohn, hinter jenem Stein Dhm und Nefse, und hinter dem Strauch dort kauert Bruder und Bruder. Kommandoworte hören wir nicht. Die einzelnen kleinen Gruppen be- reden die Entfernung, das Visier, Schußwirkung, kurz, alles was bei uns befohlen wird. Salven und Schnellfeuer prasseln zwischen unsere Klippen; sprungweise stürzen die Rakis in größeren und kleineren Trupps vor. Eine Büchse fährt an die Schulter, um sich auf einen Offizier zu richten. Aber eines alten Treckers Hand fährt dazwischen: „Wart ein bißchen!“

Da als der Engländer sich rechtschaffen heiß gemacht hat, fängt der Bauer auch an mitzuspielen. Aeste und Steine werden weggeräumt, und — Bum! — Pompom! — feuern unser Kruppgeschütz und unser Vickersmaxim auf die feindliche Infanterie, ohne sich um die Artillerie des Gegners zu kümmern. Brave Artilleristen, die uns gegen die Infanterie des Gegners beistehen und sich um Schrapnels und Lyddits nicht bekümmern.

Wir ärgern uns, daß unsere drei Geschütze nicht an einer Stelle stehen und auf einen einzigen Punkt schießen, um da eine durchschlagende Wirkung zu erzielen. Ein Geschütz steht auf dem rechten Flügel verdeckt, eins in der Mitte der Schlachtlinie eingegraben, das dritte Geschütz links herausgeschoben, und jedes einzelne Geschütz schießt auf das Ziel, das dem Geschützführer am vorteilhaftesten erscheint.

Anderß als bei uns, aber auch nicht ohne Grund. Wenn die drei Geschütze zusammenständen, würden sie wohl von den 20 englischen Geschützen bald in Grund und Boden geschossen werden, und außerdem würden sich die Bauern im Zentrum und auf dem linken Flügel wie von Gott verlassen vorkommen, wenn alle drei Geschütze auf dem rechten Flügel zusammen postiert wären, denn der Schütze muß eigene Kanonen sehen

und hören, wenn er dem Feuer der feindlichen Geschütze ausgesetzt ist. (Vergl. eine Bemerkung Tempelhoff's.) Von dem Niederkämpfen der Artillerie-Linie, das wir uns immer besonders schön vorgestellt hatten, ist nichts zu merken. — Paff — Paff! melden sich nun auch unsere Büchsen. Nur wenn der Einzelne ein günstiges Ziel hat, schießt er. Salve und Schnellfeuer kennt der Bauer nicht.

Hie und da stocken die englischen Linien, aber überall sehen wir einzelne mit den Händen fuchteln und die Masse mit fortreißen. Wir erkennen daran die tapferen Offiziere, die wir bewundern, indem wir sie besonders aufs Korn nehmen. Harte, harte Wahrheit! Wir beißen die Zähne zusammen, um uns gegen das beständige Zischen, Heulen, Säusen und Krachen zusammenzureißen. Die Entscheidung im Feuergefecht der Infanterie fällt nicht, wie wir vermutet haben, schon auf 400 Meter. Bis auf 200 Meter sind die Rakis schon heran. Nicht ganz so schnell wie sie, aber ein klein wenig sicherer senden wir Kugel auf Kugel hinüber. Links schreit einer auf und wird dann blaß und stumm. Mein Nachbar rechts sieht ruhig den Gefallenen an, hebt eben so ruhig den Kopf über den Stein, um sein Ziel zu nehmen und beobachtet das Einschlagen seiner Kugel. Einzelne Leute zeigen sich mehr als not thut; einer springt erregt auf und schwenkt die Büchse. Nie werde ich Mannesgesichter so schön und vergeistigt sehen als in den Augenblicken, da man sich, sein Leben und die Gefahr vergißt. Plötzlich fluten die Rakis zurück, die feindliche Uebermacht ebbt schnell ab. Nach einiger Zeit wird ein zweiter Angriff abgewiesen, der Tag scheint uns zu gehören. Einige Leute, die vor Durst und Sonnenglut nicht mehr aushalten können, kriechen hinter den Steinen hervor und halten Umschau. An einer anderen Stelle hilft man einem Verwundeten auf das Pferd; wieder an einem anderen Fleck betet man an der Leiche eines Gefallenen. Laßt uns nicht fragen, ob es ein Vater oder ein Großvater ist, um den die Frauen zu Hause weinen!

„Zimny, ich habe bannig großen Durst. Wollen wir Kaffee kochen?“ „Ich denke auch so, aber ich will den Kornet fragen.“ „Kornet, laß uns Kaffee kochen!“ „Ja Bürger, Ihr habt gut gewirkt, Ihr sollt einen recht süßen Kaffee trinken!“ „Vater, kuck mal nach der linken Kante!“ „Jung, das sind Lanzers; Kornet kuck dahin.“ Also eine feindliche Umgehung. Eine Anzahl Bürger reitet mit dem Kornet nach links, um die Lanzer zurückzuschießen. Schade, daß wir keine Kanonen haben, um Euch Eure plumphen Umgehungen zu verfalzen. Aber unsere Büchsen reichen nicht aus. Die Umgehung der feindlichen Reiter und der dritte Angriff der Infanterie werfen uns aus unserer

Stellung heraus. Bewundernswert, wie sich die Hand voll Leute in der linken Flanke, die umgangen ist, durchschießt — nicht durchschlägt. Wir flüchten. Diejenigen Bauern, die sich am meisten in den Kampf verbißen haben — sie werden die tapfersten und besten Schützen sein — können sich nicht mäßigen, wie man sagt. Während die Mehrzahl schon die Pferde besteigt und zurückgaloppiert, bleiben sie noch liegen, um aus nächster Entfernung noch mal einen Schuß abzugeben, denn da trifft man bekanntlich seinen Feind am sichersten. Als die Engländer in die Stellung hineinkommen, da sehen sie hinter der nächsten Kopfreihe einzelne Reiter verschwinden und hier und da noch einzelne galoppieren. Sie telegraphieren nach Hause: „Der Feind zog sich fluchtartig zurück,“ oder: „General Barton hat die Umgebung von Krügersdorp gesäubert.“ Dieses selbe Telegramm ist schon öfter als einmal in London mit Jubel begrüßt worden; denn für Sauberkeit ist der Engländer. Die Umgebung von Krügersdorp muß allmählich recht sauber geworden sein. In Wirklichkeit haben jene einzelnen berittenen Schützen, die auseinanderstoben, sich bald wieder zusammengefunden, vielleicht bei dem nächsten Kopje, vielleicht etwas dahinter. Die Sache kann von vorn losgehen. Das nennen die Engländer Sieg. Eine Niederlage sieht etwas anders aus. An weißen Fahnen scheinen ja die Engländer eben solchen Überfluß zu haben wie an Dum-Dums und Schrapnells.

So sehr den deutschen Zeitungsleser aber auch die Siege der Bauern erfreut haben, ebenso sehr hat ihn der Mangel einer rücksichtslosen

Verfolgung

gewürmt. Indessen es giebt für die Bauern Milderungsgründe, die für disziplinierte Soldaten nicht gelten würden. Ein Beispiel:

Wir hatten ein siegreiches Gefecht zu Ende geführt, als einem deutschen Freiwilligen das Pferd unter dem Leibe schwer verwundet wurde. Er schnallte flugs den Sattel ab und schleppte ihn unter Zurufen von hüben und drüben zurück. In diesem Augenblick fuhren hinter ihm zwei englische Geschütze ohne Bedeckung auf. Da er in naher Entfernung vor sich einen Haufen Bauern bemerkte, die abgesehen waren, Kaffee kochten, frühstückten, und den Feind einen guten Mann sein ließen, so kam ihm der Gedanke: „Die werde ich überreden und gedeckt in den Rücken der feindlichen Geschützstellung führen.“ Aber das erste Schrapnell, das unter den Bauern einschlug, scheuchte sie auseinander. Glücklicher Weise fuhr ein Geschütz der Bauern auf und eröffnete das Feuer auf die beiden englischen. Der Freiwillige setzte sicher und un-

gestört seinen Weg fort in der Absicht, eine andere Truppe heranzuholen. Da traf er auf einen Kameraden vom deutschen Korps, der eine Anzahl englischer Gefangene bewachte, die sich, nebenbei gesagt, kläglich benahmten und bei jedem Schuß, den die beiderseitigen Geschütze mit einander wechselten, den Kopf ins Gras steckten und heulten. Die beiden Kameraden redeten ein paar Worte. „Was sind das für braune Punkte rechts von den feindlichen Geschützen?“ „Das sind wahrscheinlich Pferde, die den Engländern weggelaufen sind.“ Bekanntlich verrieten die Zugpferde der englischen Artillerie öfters Neigung, zu den guten Bauern überzugehen. Diese angeblichen Pferde bemerken, den Sattel dem Kameraden übergeben, und nun zu Fuß drauf los marschieren, um den Engländern die Pferde zu stehlen, war eins. Nach einiger Zeit jedoch kam der Deutsche schweißtriefend zurück, nicht wegen des ungefährlichen feindlichen Feuers, sondern weil die braunen Punkte sich nur als Steine auswiesen. Er ging dann noch einmal auf Bitten seines Kameraden, um Wasser für die Verwundeten zu holen, nach vorn an eine Quelle, die die englische Artillerie unter Feuer genommen hatte. Unterdessen kam Bedeckung für die beiden Geschütze, die Gelegenheit war geschwunden und kam niemals wieder. Wenn diese Geschichte einem deutschen Soldaten hier zu Lande passierte, so würde er gerade nicht gut abschneiden. „Wozu schleppst Du Dich mit dem Sattel herum? wozu liegst Du umher, um ein Pferd einzufangen, wenn Du doch die Beine in die Hand nehmen müßtest, um irgend einen Truppenteil zu erreichen, der die feindlichen Geschütze erobern konnte?“ so würde man hier sagen. Drüben würde der betreffende erstens nicht gefragt werden, und zweitens würde er einfach erwidern: „Was nützen mir alle Kanonen Englands, wenn ich kein Pferd und keinen Sattel habe; denn ohne Pferd und Sattel bin ich im Burenheer nichts nütze.“

Sobald der Kampf vorbei war, dann dachte der Bauer und auch der Deutsche, der zum Bauern geworden war, an seine Privatsachen: Sattel, Pferd, Frühstück, Kaffeekochen, Ochsenwagen usw. Auch dachte die Mehrheit der Bauern zu Anfang des Krieges gar nicht an Vernichtung der Engländer, weil sie, wie oben ausgeführt, kein klares Kriegsziel vor Augen hatten. Überdies hofften sie, Generäle und Kommandanten so gut wie Bürger — auf Intervention. Sie sagten sich einfach und treuherzig: „Wenn wir einige Monate tapfer gefochten und der Welt bewiesen haben, daß wir unsere Freiheit verdienen, dann wird Europa dem aufgehobenen Henkersarm ein Halt gebieten.“ Diese Hoffnung, die uns nur zu erklärlich ist, hat die Bauern mit verhindert,

alles einzusetzen, um alles zu gewinnen und mit Drangabe einiger Menschenleben die Siege auszubeuten. „Es ist nötig, daß einer sterbe für viele,“ das ist das Schlimmste und Schönste am Kriege. Die Hauptschuld allerdings, daß das Eisen nicht geschmiedet wurde, daß im Schlachtenfeuer geglüht war, trägt

Die Führung,

vor allem Foubert, der die Stelle eines Kommandant-Generals bekleidete. Die einen sagen, Foubert habe aus Gottesfurcht die fliehenden Engländer nicht verfolgt, die anderen sagen, er sei ein Verräter gewesen. Man braucht nur die Gottesfurcht und die bezahlte Verrätereineinander zu halten, um den Widerspruch zwischen diesen beiden zu erkennen. Warum das Verlegenheitslied von der Verrätereine singen? Foubert war krank, er stand auch geistig nicht mehr auf der Höhe seiner früheren Leistungsfähigkeit, er wohnte einen großen Teil des Jahres auf englischem Boden in Durban, er liebte englische Bücher, er hatte sein Geld größtenteils in englischen Aktien angelegt, er hielt seine Wahlreden in Johannesburg am liebsten in englischer Sprache, und er kannte und fürchtete die Übermacht Englands. Der Mann war sicher nicht berufen, den Kampf der Bauern als einen Todeskampf aufzufassen und die Bürger vor die Wahl zwischen Sieg und Tod zu stellen. Ihm, der kein ungebildeter Bauer mehr war und doch noch kein gebildeter Europäer, fehlte die wahre Seelenharmonie, die dem Kriegskünstler nicht weniger als jedem anderen Künstler nötig ist. Er versocht stets die Ansicht, man solle sich lieber den Engländern fügen, anstatt einen blutigen, unnützen Krieg heraufzubeschwören. Seine Englandsfreundlichkeit, die, wie bei anderen Leuten, auch zur Englandsfurcht wurde, hatte ihn schon seit dem Jameson-Einfall in den üblen Geruch der Verrätereine gebracht. Er ist es dann auch gewesen, der den Ausbruch des Krieges um eine geraume Zeit verzögerte, so daß die Bauern die beste Gelegenheit, den unvorbereiteten Feind über den Haufen zu rennen, vorbegehen ließen. Vor den Augen hatte er wohl den Krieg 1880/81. So wie damals einige ohne sein Verdienst errungene Erfolge genügt hatten, in England Friedensstimmung zu wecken, den englischen General Wood zum Waffenstillstand zu bewegen, als just Roberts die ersten Verstärkungen in Kapstadt ausschiffte, einen ehrenvollen Frieden zu erringen und ihn so zum gefährlichsten Rivalen Ohm Pauls zu machen, so sollte es sich nach seiner Meinung wieder ereignen. Der verschlagene Politiker Foubert ist der mitschuldige Bruder des unfähigen Generals Foubert. Was hat der Mann gesündigt! Er hat am 30. Oktober

seinen Sieg nicht ausgenutzt, als die Engländer im Thale bei Lady-smith wie eine Heerde Schafe zusammen gedrängt waren, er hat statt dessen überflüssige Condolenzschreiben ins feindliche Lager hinübergeschickt, er hat einen 48stündigen Waffenstillstand gewährt, während dessen die Engländer erst ihre schweren Schiffsgeschütze nach Ladysmith hineinschafften und die entscheidende Stellung des Platrandes besetzten. Diese unverschanzte Stellung hat er nicht angegriffen, so lange die englischen Soldaten demoralisirt waren. Und als er dann seine ungestümen Bürger und Deutschen nicht mehr halten konnte und sie am 6. Januar auf den Platrand losließ, nachdem derselbe verschanzt war, da hat er denen, die die Höhe des Berges gestürmt hatten, nicht die nötige Verstärkung nachgeschickt, um das Schicksal der englischen Armee, das in seiner Hand lag, auch in der Hand zu behalten. Und so weiter. Möge ihm der Richter, an den er glaubt, gnädig sein!

Wie Joubert in Natal, ähnlich Schoemann im Kaplande, Snyman vor Masering und andere zu Anfang des Krieges, als man die Würfel über die Zukunft Südafrikas werfen konnte. Mag englisches Geld in einzelnen Fällen wirklich gearbeitet haben, im Großen und Ganzen hat nicht Verrätere, sondern die Unfähigkeit die Niederlage der Bauern verschuldet.

Unglaublich aber wahr, was mir meine Kameraden im deutschen Korps von einem Kriegsrate erzählten, den unser General mit seinen Getreuen abhielt, um für seine zwei Geschütze eine günstige Stellung auszusuchen. Als bei dem Hinundher der Ansichten und Meinungen kein Beschluß zu Stande kommen wollte, meinte der General: „Bürger, warum haben wir 1881 gesiegt, obgleich wir keine Kanonen hatten? Seht, Gott hat uns geholfen, weil wir beteten. Also werden wir auch dieses Mal ohne Kanonen auskommen.“ „Ja, General! Der Herr ist die beste Kanone!“ rief da ein braver Kommandant aus. Als dann später die Kanonen irgendwo aufgefahren wurden, stellte sich der General hoch zu Roß daneben auf und betete bei jedem Schuß: „Gott, gieb, daß der Schuß einschlägt!“ bis ein in der Nähe krepierendes Schrapnel ihn veranlaßte, seinen Betplatz anderswohin zu verlegen. Diese Geschichte hört sich wie eine Blasphemie an, soll es aber nicht sein. Sie giebt nur die Anschauungen jenes älteren Geschlechtes von Führern wieder, die die Verhältnisse des Unabhingigkeitskrieges, während dessen sie auch nicht eine einzige Kanone ins Feld geführt hatten, einfach auf den jetzigen Krieg übertragen wollten.

Wie oft habe ich in der Langerzeit des Krieges ingrinnig an

Das Wort v. d. Holz gedacht, daß gute Feldherren auch ein gutes Heer haben werden und umgekehrt. („Volk in Waffen.“) Was Wunder bei der traurigen Führung, wenn der feurige Geist, der zu Anfang des Krieges in den Reihen der Bauern herrschte, verflog, und wenn Mißbehagen, Ungeduld und Zwietracht zwischen Transvaalern, Freistaatern und Deutschen einriß. Man hat wohl gesagt, daß die Bauern gesiegt hätten, wenn sie nur auf den Rat europäischer Offiziere hätten hören wollen. Vor diesen Offizieren habe ich gewiß alle Achtung. Aber ich bin keckerisch genug, anzunehmen, daß wir im Kaplande wenigstens unter den Bauern selbst die richtigen Männer hatten, die mit uns nach Kapstadt reiten konnten. Dort drängten sich im Februar de Wet, de La Rey, Grobler, Lemmers und andere zusammen, sie alle Männer, die für immer ein ehrenvolles Andenken behalten werden. Aber es erging ihnen wie unserem Blücher, unserem Scharnhorst und unserem Gneisenau 1806. Sie drangen noch nicht nach oben durch, ihre Kraft zerrieb sich ungenützt, weil der Oberbefehlshaber ein Biedermann aber nichts weiter war.

In der zweiten und dritten Woche des Februars drangen wir endlich weiter in das Kapland ein. Wir jubelten. Fast schienen wir in der zwölften Stunde noch nachholen zu wollen, was wir von der dritten bis zur elften versäumt hatten. Da mußte de Wet seinem vergeblich gewarnten Freunde Kronje zu Hülfe eilen. Thörichtere Weise räumten wir das Kapland, in das wir erst recht hätten eindringen müssen. Der Belagerungsgürtel um Ladysmith sprang entzwei, wahrhaftig nicht etwa dank eines genialen englischen Feldherrn oder dank des tapferen Tommies, sondern — —. Die Scharen, die aus Natal und aus dem Kaplande in den Freistaat eilten, kamen zu spät. Kronje kapitulierte. „Das kann den Bauern gar nichts schaden,“ sagten die Ausländer. Das klingt hart, aber es ist mal wahr so. Nun mußten die Kapbauern, soweit sie sich uns angeschlossen hatten, zurück. Mit Frau und Kind und Regel, mit Pferden, Schafen und Ziegen ging es in den Freistaat hinein. Tag und Nacht ununterbrochen wälzte sich dieser Wirwar über die wenigen Brücken; dazwischen dröhnten die Hufschläge flüchtender Kommandos. Und in dieser fürchterlichen Minute der Angst und Not, da eine flüchtige Völkerwanderung zurückpreschte, noch die kindliche Hoffnung auf Intervention! Kopfschüttelnd hörten wir es, wollten es nicht glauben und wollten doch den Armen nicht widersprechen: „Wir verlassen das Kapland und Natal, weil der deutsche Kaiser Frieden stiften will, sobald wir das englische Gebiet geräumt haben.“ Aller Reden und Gerüchte Refrain war: „Nun wird Frieden!“

In all diesem dummen Zeug war ja auch nicht das kleinste Körnchen Wahrheit enthalten.

Der vieljüngigen Tama schlimmster Gefolgsmann, Pan, der in allen Perioden der Weltgeschichte wiederkehrt, wandte sein Gesicht, das bis dahin die Engländer verwirrt hatte, den Bauern zu. Wie die Spreu vor dem Winde stoben wir auseinander. Wir wurden zu Hartloopers (Wegläufers). „Die Kerls sind feige,“ haben wir Ausländer öfter als einmal gesagt. Aber man soll nicht zu schnell fertig sein mit diesem Wort. Als wir genau hinsahen, entdeckten wir ein Sineinanderwirken verschiedener Ursachen. Einmal kamen die Engländer in eine Ebene, die unsere berittenen Schützentrupps ohne Kavallerie und ohne Artillerie nicht halten konnten. Die Flüsse, die zur Sommerzeit nur an den Furtstellen zu passiren sind, waren schon im März so wasserarm, daß sie der englischen Kavallerie und reitenden Artillerie kaum ein nennenswertes Hindernis boten. Gebieterrisch verlangte die Erntearbeit nach Männern. Nicht wenige Leute, die ihr Geld ausgegeben hatten, oder durch die Strapazen hart mitgenommen waren, waren einfach gezwungen, nach Hause zu reiten. Wir haben ja 1813 ähnliche Dinge erlebt, und wir würden sie wieder erleben, wenn wir den Landsturm mobil machen würden. Daß Deutschland dem Aufgebot der Buren entsprechend 8 bis 9 Millionen Mann auf die Beine bringen kann ist ebensowenig zu bezweifeln wie, daß wir sie nicht auf den Beinen halten können. —

Einem Bauern, der „Haus zu“ reiten wollte, wurde sein Urlaubsgefuß abgeschlagen. Da ich ihn vorher zufällig als furchtlosen Mann kennen gelernt hatte, so fragte ich ihn, warum er das Lager verlassen wolle. „Seht, junger Freund, meine Frau schreibt, daß der Mais schon acht Tage lang überreif zur Ernte steht, und daß die faulen Kaffern ihn nicht einholen wollen.“ „Und was wollt Ihr nun anfangen, da der General Euch keinen Paß giebt?“ — „Der General soll nicht denken, daß ich ein Wegläufer bin; ich werde hierbleiben und schießen und werde meine beiden Jungen nach Hause schicken. Wenn sie wiederkommen, dann will ich ausruhen gehen.“

In diesem Augenblick brach der Transvaaler Glaube an ihre Unbesiegbarkeit, der in den Monaten des Glücks fast zum Gottverfuchsen gesteigert war, zusammen. Cronjes Niederlage war die Niederlage eines ganzen Volkes, das felsenfest an ihn und an sich geglaubt hatte. Damit erwachte die Unzufriedenheit der Freistaater, die so manche bittere Pille hatten schlucken müssen, von neuem. Des alten Friben Wort von dem Werte und Unwerte der Allianzen konnte man in Südafrika studieren.

Solange Handelsverträge und Siege ein Bündnis segnen, solange scheint ein Vertragspapier unzerreißbar — aber in der Zeit der Niederlagen! „Wir wollen nicht in diesen elenden Flachten (Ebnen) des Freistaates kämpfen, wir wollen in die Magalisberge zurück. Nach Transvaal soll der Engländer niemals nicht kommen. General, gib uns Urlaub; wir müssen zu unserer Frau!“ sagten die Transvaaler. „Uns hatte der Engländer nicht angegriffen. Wir sind Euch freiwillig zu Hilfe gekommen. Jetzt verlaßt ihr uns. General, gib uns Urlaub! Wir wollen nach Hause,“ so sagten — und nicht ohne Unrecht — die Freistaater.

Nicht ohne Rührung denke ich an einen untersehten 40- bis 50jährigen Bauern, der auf dem Bahnhofe zu Ventersburg den Transvaalern und Freistaatern Vernunft reden und predigen wollte. Verrat! und Verloof! waren die Echos hüben und drüben, die die Worte dieses Mannes weckten. Nicht die Wunde und die Lungenentzündung, die er mit sich trug, konnten ihn niederringen, aber das Bewußtsein, wie ein unverstandener Prophet den Untergang seines Volkes voraussehen, beklagen und nicht ändern zu können.

Die Kommandanten, die Prediger, Piet Joubert und Ohm Paul redeten zu ihren Bürgern: „Ja, aber . . .“ war die ungenügende Antwort. Unsere militärische Disziplin, das beste Erbeil des Absolutismus, besteht drüben nicht, sie konnte also auch nicht ein Wunder vollbringen, wie beispielsweise 1866 der preußische Gehorsam einen Krieg und Sieg gegen den Willen der Volksvertretung ermöglichte. Auch der wütendste Demokrat wird das zugestehen müssen.

Wer nicht mehr schießen wollte und keinen Urlaubspañ erhielt, der schrieb sich selbst einen, oder er ritt ohne Paß weg. Der Bauer fand auch ohne Karte den Weg um Kroonstadt herum oder durch den Baal. Selbst diejenigen Bauern, die noch schießen wollten, wollten „Farm zu“ oder „Dorf zu“. Sie meinten, am besten ein jeder einzeln mit der Waffe in der Hand ihre Farm oder ihr Dorf verteidigen zu können. Naive Leute, genau so naiv wie die Griechen bei Salamis. Dazu garantierte Lord Roberts allen, die freiwillig die Waffen niederlegten, Freiheit und Besitz. Thatsächlich sind ganze Kommandos aus- oder untergegangen, aus Farmgeist, oder Dorfgeist oder Kantönligeist, etwa nicht aus sogenannter Feigheit. Sowenig man unsere Katastrophe 1806 mit dem „Junfer“ oder „Kabinet“ oder „Despotismus“ oder „Drill“ oder sonst dergleichen abthut, ebenso wenig jenen Zusammenbruch im März 1900 mit irgend einem Schlagwort. Auf das Volk stürmten eben neue ungeahnte Aufgaben ein, für die die vorhandenen

Kräfte des Staates und des Volkes nicht genügen konnten. Und trotzdem dauert

Der Kampf seit Cronjes Gefangennahme

schon ein ganzes Jahr weiter? so fragt mancher Leser.

Es war noch in der dritten Woche des März, als ich bei einem kleinen Bauernkommando zwischen Winburg und Smaldeel lag. Da sahen wir, wie aus den einzelnen Thalschluchten und zwischen den Kopjes Reiter auftauchten zu einem, zu zweien und zu dreien, wie bald hier, bald dort sich eine kleine Schar sammelte. Der eine hatte seine Wirtschaft wieder notdürftig geordnet, der andere hatte sich wieder mit dem nötigen Taschengelde versehen, den dritten hatte der Vater mitreiten heißen und den vierten hatte Nachbar Piet oder Johannes abgeholt. Und was das Beste: Die Briten behandelten die besiegten Bauern nicht, wie man tapfere Männer im Unglück behandeln muß sondern wie Dervische oder Hindus.

Lord Roberts, gegen seine bessere Einsicht durch Befehle aus London gezwungen, erklärte nach der Einnahme von Bloemfontein den Freistaat für annektiert usw. Nun eilten einzelne Männer, unter ihnen an erster Stelle Stein, durch die Gauen und riefen das Volk wieder auf, In Kroonstadt hörte ich Ohm Paul und Stein nacheinander vom Ochsenwagen zu den versammelten Tausenden reden. Ohm Paul verglich die geschlagenen Bauern mit dem Volke Israel, wie es von Pharao gegen das rote Meer getrieben wurde. Das Wasser, so ungefähr sagte er, gehe ihnen jetzt bis an das Knie, Gott werde noch nicht helfen, auch dann noch nicht, wenn das Wasser bis an die Brustwarze gehe; erst wenn das Wasser ihnen an den Hals reichen werde, dann werde Gott einen Sturm senden, daß die Wogen des Meeres über Pharao und seinen Egyptern zusammenschlugen, d. h. daß die englischen Heere in den Ebenen und zwischen den Bergen Südafrikas unkommen würden. Wie oft habe ich seitdem an diese Worte denken müssen. Nach Krüger trat Stein auf: „Bürger! Ich habe Euch vor dem Kampfe gefragt: Wollt Ihr Krieg oder Frieden? Wollt Ihr den faulen, bequemen Frieden, dann müßt Ihr Euren Hals in das Joch stecken, das wir selbst den Treckschiffen auflegen, dann müßt Ihr die Farmen und Weidegründe aufgeben, die Eure Väter mit ihrem Blute gekauft haben. Wollt Ihr den Krieg, dann müßt Ihr die Waffen aufnehmen. Krieg! habt Ihr gerufen. Und Ihr habt auch die Waffen aufgenommen. Aber Ihr habt sie nicht geführt, wie es freien und tapferen Menschen zukommt. Bürger! Ihr habt Euch so schlecht benommen in den letzten Gefechten,

daß Ihr vor Scham rot werden solltet. . . ." Und nun malte er ihnen mit feurigen Farben vor Augen die Thaten ihrer Väter, den Wert ihrer Freiheit und Selbständigkeit, die Zukunft ihrer Kinder, nicht vergessend der Strafen, die gesetzlich auf Fahnenflucht stehen. Seine Worte, feurige Zungen und Peitschenhiebe zugleich, nicht wie die eines gewählten, sondern eines geborenen Staatsoberhauptes, gingen uns an die Seele, durch die Seele, als er von einer zu erhoffenden Intervention einer europäischen Macht sprach. Wie dieser Mann, aus Feuer und Willen gemacht, so von Dorf zu Dorf ritt und gegen die Annexion anstürmte, glaubte ich unseren Arminius wiederzuerkennen, der einstmals seine deutschen Bauern aufrief, der Römer Siegeszeichen auf dem Schlachtfelde von Idistaviso niederzureißen. Weil ich immer argwöhnisch bin, wenn ich mich bei Gefühlen oder geschichtlichen Vergleichen ertappe, so forschte ich bei den Bauern weiter und erfuhr: Wie Arminius im römischen Heere so hat Stein sich auf englischen Hochschulen die Bildung und den staatsmännischen Blick erworben, der ihn um eines Hauptes Länge über seine Volksgenossen emporhebt; er hat heimlich und nicht ohne Mühe wie einst Hermann seinen Stamm gegen die Engländer in Harnisch bringen müssen; wie weiland Segestes, Hermanns Schwiegervater, auf Seite der Römer stand, so gilt Steins Schwiegervater, der „Digger“, wie er in Philippolis heißt, als Parteigänger Englands; wie weiland Flavius römische Ringe höher achtete als Germanenfreiheit, so ist auch ein Bruder Steins zu den Engländern abgescwenkt; von seinen Neffen kämpfen einzelne seit Beginn des Krieges in den englischen Reihen. Unbestochen durch den Glanz einer überlegenen Kultur, fürchtet er nicht den Kampf mit der eigenen Familie, um den Kampf gegen Rom-England auszufechten. Wenn der okkupierte Freistaat bei der Fahne der Freiheit geblieben ist, so ist das hauptsächlich ein Verdienst Steins, den man ohne Uebertreibung zu den großen Staatsmännern zählen kann. Ich verbitte mir die Unterstellung, als wenn ich ihn für einen großen Diplomaten ausgeben wollte. Wenn er das wäre, dann würde er nicht noch am 20. März an die Intervention Europas geglaubt haben. Doch er kann sich trösten mit dem Edelstein der Deutschen, dem Reichsfreiherrn vom und zum Stein, den die feinen Leute weder als geistreichen Mann noch als Diplomaten gelten lassen wollten, der aber doch als großer Mann durch die Weltgeschichte gegangen ist. Der Bauer mit der offenen Stirn und der schonungslosen Sprache der Wahrheit war das letzte Bild, das ich aus dem Feldlager mit in das Lazaret hinübernahm.

Zum Erstaunen der siegestrunkenen Engländer und der zuschauenden

Welt leisteten die Bauern, die anscheinend zersprengten, in den Ostländern des Freistaates erbitterten, zähen Widerstand. De Wets Name wurde nun erst bekannt, berühmt und gefürchtet. Wir haben vielleicht nicht große Hintergedanken gehabt, wie sie mancher wohlmeinende Kartenleser bei uns vermutete, sondern wir hielten es nur für eine Ehrenpflicht bis zum äußersten auszuhalten, um den flüchtenden Bauern die Rettung ihrer Habe und ihrer Familie zu ermöglichen. Lord Roberts trat seinen Siegeszug über Kroonstadt gegen Johannesburg und Pretoria an, wobei zweifellos die englische Infanterie stramme Marschleistungen vollführte. Souberts Nachfolger, der jugendliche Botha, versuchte das Unmögliche möglich zu machen und mit seinen Trupps große rangierte Schlachten zu schlagen. Vergeblich. Wieder kam eine Zeit, da viele pferdlos und ziellos, die meisten hoffnungslos umherirrten, und wieder eine Zeit der Sammlung und Erhebung und des Draufgehens.

Man entschuldigt die Niederlagen der Engländer mit der Natur des Landes. Das ist jedoch nur zum Teil richtig; denn wie schon Wislmann, glaube ich, dargelegt hat, sind große wichtige Teile des Landes für eine Kleinkriegsführung, worauf die Bauern jetzt angewiesen sind, gar nicht geeignet. Aber der südafrikanische Krieg redet eine deutliche Sprache, daß auch im Zeitalter der raffiniertesten Mordmaschinen

Die Beschaffenheit des einzelnen Kriegers

immer noch ihren Wert behalten hat. Der gemeine Kriegsmann, das Werkzeug des Führers, ist nicht eine Feder, wie sie der Schreiber, oder eine Zahl, wie sie der Statistiker gebraucht oder mißbraucht, der Kriegsmann ist ein Mensch.

Wie der deutsche Mann trotz seiner Uniform dieselben Eigenschaften mit ins Feld nimmt, die seine Vorfahren in Jahrhunderten des Friedens und des Krieges bewiesen haben, so reitet erst recht der Bauer, bei dem weder Uniform noch Disziplin dieses oder jenes abschleifen, als derselbe Mensch in den Krieg, wie er vorher auf seiner Farm gelebt hat. Bezeichnend, daß ein Bauernkommando nicht so und so viel Mann sondern so und so viel Menschen zählt. Daß dieser agrarische Mensch nicht ohne Fehler ist, habe ich nicht verschwiegen. Modernes Nationalgefühl hat der englische Söldner sicher nicht weniger als der Bauer. Daß der aber dem englischen Industriearbeiter in der Durchbildung des Körpers, durch die Schärfe seiner Sinne, durch die Vertrautheit mit der Natur, durch seine störrische, zähe Freiheitsliebe, als Reiter und als Schütze, überlegen ist, das wird kaum der Engländer selbst bestreiten.

Man soll nicht übertreiben. Auch wir hatten Leute unter uns, die die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit hielten, auch wir haben vorbeigeschossen. Redensarten, wie „Jeder Bauer ist ein Held“ oder „Jede Kugel trifft“ soll man ruhig zu dem Kapitel der Kriegslegenden schreiben, das mit der Weltgeschichte begonnen ist und erst mit ihr enden wird.

Uns Europäern hat wohl am meisten die Schießfertigkeit und Treffsicherheit imponiert, die die ältere Generation sich noch auf der Jagd angeeignet hat, die jüngere Generation durch beständige Übung in den Schützenvereinen, die man nach dem Jameson-Einfall überall ohne großen Lärm gebildet hatte. So sagte man mir wenigstens. Nach einem Gefecht, während dessen die Engländer hinter Steinen und einer Aaalmauer lagen, während wir stürmten, zählten wir genau nach und fanden: Auf unserer Seite 2 Tote und 4 oder 5 Verwundete, auf englischer Seite 87 Tote und Verwundete (außer 120 Gefangenen). Da schlägt man sich allerdings einfach vor den Kopf und sagt: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Man ist versucht, wie die Bauern es thaten, ein Wunder Gottes anzunehmen und dem einen Dankespsalm zu singen, der unsere Kugeln gelenkt und die der Feinde mißlenkt habe.

Solche Schießfertigkeit beruhte nicht bloß auf einer sicheren Hand und einem sicheren Auge, sondern vielleicht noch mehr auf Ruhe und Kaltblütigkeit, die bei den älteren Leuten merkwürdiger Weise noch mehr hervortraten, als bei den jüngeren. Zum ruhigen Schießen gehört ebenso gut Tapferkeit wie zum Draufgehen, vielleicht noch mehr; denn es kostet doch ein wenig Selbstüberwindung sich in demselben Augenblick, wo man anlegt, schutzlos den feindlichen Kugelgrüßen auszusetzen.

Daß der Bauer nicht angreift, ist falsch. Freilich beruhte unsere Hoffnung vor allem anderen auf dem Schießen und Treffen; wie wir denn überhaupt kein Seitengewehr oder irgend eine andere blanke Waffe führten. Aber auch ohne blanke Waffe, nur das Gewehr oder den Karabiner in der Faust, haben wir angegriffen, trotz allem Bajonnetgefunkel auf Feindes Seite. Wenn wir keine großen Angriffsschlachten liefern konnten, so lag das nur an dem Mangel an Organisation, nicht etwa an mangelndem Mut des Einzelnen. Wir hatten mindestens soviel Leute unter uns, die Ehrenzeichen verdienten, wie jede europäische Armee. Das Beispiel dieser Tapferen ersetzte den mangelnden Befehl und riß selbst im Unglück die Verzagten mit fort.

Was zu Zeiten des großen Krieges ein Fluch war, gereicht jetzt im Kleinkriege den Bauern zum Segen: Die Neigung, mit dem eigenen Kopfe durch die Welt zu wollen, die angeborene Selbständigkeit, die

man uns Kindern der Kultur erst beim Militär anerzieht. Selbst die lockere Organisation wird zum Vorteil. Der einzelne Ochsenwagen des einzelnen Bauern bildet von Haus aus einen besondern Train, jedes einzelne Kommando und jede Familie ist zur Not eine besondere Abtheilung.

„Seht, Jungs, den Fremdling, der mit uns von Springfontein vertreckt ist,“ rief da ein Bauer bei Rendsburg Siding. „Auch, deutscher Freund, wie meine Jungs schießen,“ wandte er sich zu mir. Es war eine wahre Pracht, zu sehen, wie der 50- bis 60jährige Bauer mit seinen drei Kindern in der Schützenlinie herumhantierte, wie er lobte, tadelte, korrigierte, Visier umstellen ließ, so daß auch ein preussischer Gruppenführer an dem Mann nichts auszusetzen gehabt haben würde. Und alles das in einer Entfernung von 300, höchstens 350 Schritten vom Feinde!

Ogleich die englischen Offiziere wahrscheinlich mehr Karten und bessere Karten haben als die Bauern, finden diese sich doch ohne Karten dank ihrer Selbständigkeit immer wieder durch die Feinde und zu ihren Kriegsgefährten. Was ich im ersten Teile über die sonstigen Eigenschaften der Bauern und über ihre Religion gesagt habe, will ich nicht noch einmal wiederholen.

Die Weisen aus dem Abendlande, die den jetzt wütenden Krieg damit begründen wollen, daß der Bauer nicht entwicklungsfähig sei, die mögen gefälligst mal beobachten, wie dieser Bauer sich entwickelt hat. Er hat in und mit dem Kriege zugelernt. Es macht jenen angeblich reaktionären Menschen alle Ehre, daß sie die unfähigen Führer allmählig abgesetzt, und an ihrer Statt wahrhaft tüchtige Menschen gewählt haben. Sie wählen nicht nachlässige, schlappe Offiziere, die weder von sich noch von ihren Bürgern etwas verlangten, sondern solche, die rückwärtslos gegen sich und ihre Leute versuhren.

Das junge Geschlecht der Führer

sieht dem alten ebenso ähnlich wie das des Jahres 1813 dem der Zeit von 1806. Mit den Helden des Freiheitskrieges haben sie auch das gemeinsam, daß sie erst in der Stunde der Not in ihrem Werte erkannt sind. Das war drüben um so mehr der Fall, als man ja jeden Führer erst persönlich kennen lernen mußte.

Es war an einem Gefechtsmorgen in der zweiten Woche des Februars. Ein Haufen Bauern mit Deutschen untermischt schoß sich mit Engländern in einer Entfernung von höchstens 700 Schritten herum.

Da kam von rechts her vor unserer Linie entlang geritten auf einem hageren Klepper im abgetragenen Anzuge ein kleiner Mann mit pechschwarzem Haar und Bart, mit blitzenden Augen, mit einer kühn gebogenen Nase. Über seinem verbrannten Gesichte wetterleuchtete es, aber nicht vom Kanonenfieber. Während er in unsere Schützenlinie hineinjah und zu gleicher Zeit zu dem Feinde hinüberblickte, stellte auch nicht ein einziger von den Bürgern das Feuer ein. Im Gegenteil schien ein jeder doppelt eifrig und thätig zu sein, um wenigstens den Anschein zu erwecken, als sei er bei der Sache. Während die Kugeln hinüber und herüber piffen, setzte er kaltblütig seinen Ritt von einem Flügel zum anderen fort. Mein erster Gedanke bei dem Anblick dieses Mannes, dessen Rock recht viele Bivakspuren aufwies, war: „Wie kommt denn der Later (Zigeuner) nach Südafrika?“ und mein zweiter Gedanke: „Hält sich denn der Mann für unverwundbar?“ „Wer ist denn der Keerl?“ fragte ich einen Bauer neben mir, der gerade anlegte, um dicht an dem Hute des besagten Keerls vorbei einen Gruß nach drüben hinüber zu schießen. Der Bauer schloß erst, setzte dann bedächtig ab und sagte bedächtig: „Das — ist — der General — de la Rey.“ Also das war er! Ich hatte ihn mir etwas anders vorgestellt. Ich hatte mir aber auch nicht vorgestellt, wie umsichtig dieser Mann nun seine Anordnungen traf, um seine Bürger an und um den Feind herumzuführen. Es war eine Lust, unter solchem Menschen zu kämpfen. Ich habe ihn dann später beobachtet, als er einmal mit der Peitsche eigentümliche Bewegungen machte, um seine erschreckten Bürger ins Gefecht zu treiben; dann wieder ein anderes Mal auf einer kleinen Eisenbahnstation, wo er hinter einem nachlässigen Stationsbeamten Feuer machte. Er ist der einzige Bauer, den ich kennen gelernt habe, dessen Bewegungen etwas Hastiges und dessen ganzes Wesen etwas Ungeheures an sich hatten. Ich möchte ihn den Bauer Vorwärts nennen, denn ein Bauer ist er bei all seinem kriegerischen Wesen. Wie mir meine Kriegesgefährten erzählten, hat er schon an der Gefangennahme Jamesons großen Anteil und noch größeren Anteil an dem blutigen Siege bei Magerfontein gehabt. Er wußte Transvaalern und Freistaatern in gleicher Weise gerecht zu werden; er war es, der im Februar von Colesberg aus nach Süden drängte, der am Abrahamskraal verzweifelt focht, und der seit Pretorias Fall nicht bloß sich unbesiegt in den Magaliesbergen hält, sondern immer wieder zum Angriff schreitet. Was der Sportsheld und Gardegeneral Methuen sowie dessen Kamerad Clements von de la Rey zu erzählen wissen, das hört sich sehr nach blauen Flecken und Beulen an. De la Reys Bruder, der tapfere Bechtgeneral, ein baumlanger

Mensch, erhielt noch in einem Gefechte im Freistaat einen Schuß durch ein Auge.

Mit de la Rey focht im Kaplande zusammen Grobler, ein Mann, der sich ein tüchtiges Stück Bildung angeeignet hat, stets heiter, unverzag und umsichtig. Fast spaßig war mein erstes Zusammentreffen mit ihm, das mich ein für alle Male mit Respekt vor der bäuerischen Kaltblütigkeit erfüllt hat.

Semmers, der später gefallen ist, war ein alter Mann, aber ein tapferer und treuer Mensch.

Botha habe ich selbst nicht mehr kennen gelernt. Eine Gelegenheit, ihn zu sehen und zu hören, habe ich nicht gesucht, weil ich sobald nicht krank zu werden dachte. Dieser junge Kommandant-General im Hauptmannsalter könnte als Beweis dafür dienen, daß aller Kriegsverstand mit dem Friedensverstande verwandt ist. Von dreizehn Geschwistern das jüngste, hat er von früh auf Augen und Ohren aufgemacht, um seinen Weg durch die Welt zu finden. Ein Mann des Fortschrittes, hat er aus seinem Besitztum eine Musterfarm gemacht und politisch stets zu den Progressisten gehalten, die Transvaals Staatseinrichtungen fortentwickelten und den Ausländern nach Kräften entgegenkommen wollten. Niemals aber ist er soweit gegangen, einen faulen Frieden für besser zu halten als einen harten Krieg. Wie jeder gute Wirt und jeder glückliche Familienvater hat er nur ungern seine ländliche Stille verlassen, damals in der Stellung eines Kornets. Wenn er heute nach Souberts Tode die Armee führt, so dankt er das seinen mannigfachen Gaben, seiner Ruhe, die ihn nie verläßt, seiner glühenden Beredsamkeit, seinem offenen Blick für Fehler und Unvollkommenheiten und seinem Geschick, zu organisieren. Kaum in seine verantwortliche Stellung berufen, mußte er aus Natal nach Pretoria in den ausführenden Rat und von Pretoria in den Freistaat eilen. So liberal er als Friedensmensch war, so scharf trat er nun auf. Sofort verminderte er den Wagentrost, so die Bequemlichkeiten und die Gründe einer Unordnung, die heillos schien; ebenso die Urlaubspost. Nicht ohne passiven Widerstand zu finden, setzte er seine schärfere Tonart durch. Der äußere Erfolg hestete sich zunächst nicht an seinen Namen. Den Freistaat konnte er nicht halten. Johannesburg nahmen die Engländer, bevor die Minen gesprengt wurden. Da gab Botha die Feste Pretoria freiwillig auf und verlegte den Krieg in die freie Ebene und in die freien Berge. Wer damals das maßlose Schimpfen von In- und Ausländern gehört hat, wird das Verdienst dieser That, die in einem Verzicht bestand, zu würdigen wissen. Wiederum freiwillig entließ er nach

dem Verzweiflungskampfe bei Dalmanutha alles, was ohne Pferd und ohne Mut war, über die portugiesische Grenze und brach jede Brücke und jede Hoffnung, die Transvaal mit Europa verband, ab. Für Ratschläge der Ausländer, insbesondere deutscher Leute, stets empfänglich, und den Charakter seiner Bauern kennend, hat er das Heer organisiert und ihm durch kleine Erfolge wieder Mut eingeflößt. Er verzichtet auf große Entscheidungen an einer Stelle und weiß doch durch viele gleichzeitige Stöße die feindlichen Kräfte mürbe zu machen. Seine Feldherrenkunst ist damit noch lange nicht am Ende.

Wir Europäer thun ihm Unrecht, wenn wir ihn in unser Schema pressen und zu einem früheren ungarischen Offizier machen wollen. Auch de Wet ist kein „Reitergeneral“, der „aufs Messer“ schwört, — einfach deshalb nicht, weil er keine Reiterei unter sich hat und als Kalwinist bei Gott schwört. Aber er ist so kühn wie je einer der Vortrecker war, er ist ein Bauer und ein Held zugleich in des Wortes edelster Bedeutung.

Nicht blos andere Generale haben die Bauern sich gewählt, sie haben in einer verhältnismäßig kurzen Zeit eine ganz andere Weise des Kriegsführens angenommen. Es war noch in der Zeit des Weglaufens, als plötzlich der Befehl kam, fortan zu Fuß in unsere verschanzte Stellung zu rücken und unsere Pferde im Lager zu lassen. Am nächsten Tage begegnete ich meinem General. „General, Ihr habt befohlen, die Pferde bei den Wagen zu lassen. Das ist gerade kein großes Vergnügen, wenn man Fieber hat, in der Mittagshitze über die Flachte zu laufen.“ Ein Nöcheln glitt über meines Generals Züge: „Sieh, Freund, wenn die Bürger die Pferde dicht hinter sich haben, und der Engländer kommt, dann könnten sie davon reiten. Wenn sie ohne Pferde sind, dann müssen sie schießen oder sich totschießen lassen.“

Man ging noch weiter. Der Bauer, der eine unbeschränkte persönliche Freiheit gewöhnt ist, ließ es zu, daß die Vorgesetzten mit der Peitsche dazwischenschlugen, um sich Respekt zu verschaffen. Man ging soweit, die Ausreißer mit dem sofortigen Erschießen zu bedrohen, und man führte die Drohung aus. Jetzt soll, wie ich lese, diese härteste Art der Disziplin in ein System gebracht sein. Ich glaube es gern.

Und noch weiter. Der Einzelne hat es gelernt, sein eigenes Pferd, seinen Sattel und Ochsenwagen, ja selbst die Farm dranzugeben um der Freiheit willen. In den harten Köpfen hat sich ein neuer, vollkommenerer Gedanke vom Staatswesen Bahn gebrochen. „Die nächsten Jahre werden entscheiden, ob diese Bauern verdienen, eine Nation zu heißen“, sagte im Juli ein gebildeter Deutscher in Johannesburg, der

selbst eine Burentochter geheiratet hat, zu mir. Ob sie es verdienen? Sie sind durch den Krieg in ihrem Volksbewußtsein und in ihrer Auffassung von Disziplin und Staat weiter gekommen als durch 20 Jahre Frieden. Derjelbe Mensch, der zunächst außer an Freiheit auch wohl mal an ein Klavier dachte, das er für Frau und Kind als Beutestück auf den Ochsenwagen legen mochte, woran denkt er jetzt, nachdem man ihm Frau und Kind, Ochsenwagen und Farn genommen hat? Nicht mehr an sein eigenes Gut, nur noch an das Beste aller, an das Vaterland. Blut aus Kampfeswunden geflossen, ist doch das beste Taufwasser eines Volkes, Blut ist doch der beste Kitt für die Fugen eines Staatsgebäudes, Blut ist immer noch ein ganz besonderer Saft.

Am meisten bewundere ich an den Bauern, daß sie inmitten einer Welt des Unrechtes und der Grausamkeit Menschen geliebt sind. Man sagt wohl, sie sollten alle englischen Gefangenen aufhängen, erschießen oder auf eine andere Weise aus dem Leben in den Tod befördern. Ja, wenn der Soldat ein Kerl an sich und wenn der Krieg ein Ding an sich ist, wie aufgeklärte Leute meinen, wenn der Krieg ein Schensal und ein Mörder ist, wie uns die Friedensschwärmer weismachen wollen, dann habt Ihr Recht. Wenn aber der Krieg gerade die schönsten und höchsten Eigenschaften des Menschen offenbaren soll, dann handeln die Bauern recht, die noch heute ebenso milde und nachsichtig wie zur Zeit des Glückes gegen Wehrlose und Gefangene verfahren. Als die Bauern, denen man die Farmen verbrannt und Frauen und Kinder weggeschleppt hat, neulich einen Zug überfallen, was thun sie? Sie führen hinweg, was sie irgend brauchen können, aber sie lassen soviel Gespanne zurück, wie nötig sind, um die verwundeten Feinde unter sicherem Geleit zum nächsten englischen Wachtposten zu führen.

Noch in dem Augenblick, da ich beim Schreiben bin, taucht vor mir ein Artilleriekorporal auf, der bei Magersfontein mitgeschossen hatte: „Ich sage Euch, Bruder, es war Jammerz, zu sehen, wie die armen Kerls stürzten und immer mehr stürzten, es war Jammerz. Wie werden da die Mütter und die Schwestern weinen! Ist das nicht Sünde?“ Und als ich ihm in seinem Gedankengange nicht gleich folgen konnte, setzte er tief aufatmend hinzu: „Aber, ich denk, das ist doch Sünde von Rhodes. Ich muß schießen.“

Oft mit Ärger und doch öfter mit stiller Rührung las man die einfältigen Kriegsdepeschen, die Kleines und Großes und Unwichtiges durcheinanderwarfen und das Wichtigste womöglich vergaßen. Wie oft las man von „erschrecklich vielen“ gefallenen Feinden, von dem Schlachtfelde, das „jämmerlich anzusehen“ war usw. Solche Bezeigungen des

Mitleids mögen sich recht wenig kriegsmäßig machen, aber sie sind echt menschlich. Den Schülern Niezsches mag das Evangelium: „Liebet Eure Feinde!“ lächerlich vorkommen. Es giebt aber doch wohl noch Leute, die diese höchste und schwerste Probe wahrer Menschlichkeit zu schätzen wissen.

Man ziehe die englische Art des Christentums, wie sie sich in der Art, Krieg zu führen, offenbart, zum Vergleiche heran. Jeden einzelnen Tommy, der im Durchschnitt harmlos und thöricht erscheint, für die Greuelthaten einiger weniger verantwortlich zu machen, sei ferne von mir. Aber man betrachte nur das System! Noch während meines Aufenthaltes drüben erließ der Gouverneur oder Kommandant von Krügersdorp eine Proklamation, durch die er alle im Distrikte ansässigen Bürger aufforderte, sofort das Baueruheer zu verlassen, widrigenfalls ihre Farmen zerstört und ihre Frauen und Kinder „hilfslos auf die Straße gesetzt“ würden. Das würdige Schriftstück schloß mit den üblichen Worten „God save the Queen! By ordre. Capitain N. N.“ — Aber wenn nun die Bauern von ihren Kommandos nicht weggelassen werden? so fragt jeder vernünftige Mensch. — Schadet nichts, die Farm wird verbrannt, antwortet der edle Brite. Das Beste kam nach. Nach einigen Tagen erschien eine Proklamation höherer Instanz, die auch mit den Worten God save the Queen! By ordre usw. schloß, wodurch die erste Proklamation aufgehoben wurde, weil der Kapitain N. N. nicht befugt gewesen sei, sie zu erlassen. Diese zweite Proklamation ist natürlich längst durch eine dritte schärfere wieder aufgehoben. Gewiß, im Kriege schweigen die Gesetze. Auch die Bauern haben Beute gemacht, ja sogar geplündert. Ich selbst bin nicht zum Splitterrichter berufen; denn ich habe auch Pferdesutter ohne Befehl kommandiert, als mein Gaul hungerte. Auch wir haben in der Glückszeit die Einwohner der von uns besetzten Gebiete zum Neutralitätsseide gezwungen, was nur aus afrikanischen Verhältnissen zu erklären ist. Aus afrikanischen Verhältnissen muß man es also auch erklären, wenn die Engländer später genau so verfahren. Aber auch die genaueste afrikanische Geographie reicht zur Erklärung des gesamten englischen Systems nicht aus. Sie erklären ganze Staaten einfach für annektiert, obgleich sie nur Teile besetzt halten. Sie drohen, jedem Bürger, der seinem Bürgereide getreu bei dem Kommando aushält, die Farm niederzubrennen, sie führen die Wirtschaftsgeräte weg, sie führen Frauen und Kinder in Kriegsgefangenschaft. Und doch ist das nicht das Schlimmste! Schlimmer ist das Los der einzelnen Burenfrauen, die einsam und schutzlos auf ihrer Farm zurückgeblieben sind. Man beraubt sie jedes Unterhaltes,

man verbietet, ihnen Nahrungsmittel zu verkaufen, nur um sie zu zwingen, daß sie in das Lager gehen und ihre Männer nach Hause holen. Man mag das mit dem Fremdwort militärisch umschreiben, menschlich wird man es jedenfalls nicht nennen, auch nicht soldatisch. Und die Bauern? Sie bleiben, was sie waren, treuherzige Menschen — man sagt auch: dumme Menschen — und sie bleiben standhaft. Als ein deutscher Mann in Port Elizabeth das dortige Gefangenenlager besuchte, fand er im Gefangenenlager eine Burenfrau, die mit ihrem kleinen Kinde im strömenden Regen unter notdürftigem Zeltdach ohne einen Halm Stroh biwakierte. Im Beisein des Deutschen fragte sie einen englischen Offizier, wie lange sie denn in solcher Lage verharren solle. Achselzuckend erwiderte der Offizier: „So lange, bis Euer Mann die Waffen niederlegt.“ „Dann muß ich hier bis zu meinem Tode beten,“ jagte die Bäuerin schlicht und stolz. Sie erwartet einfach, daß der Mann nicht Frau und Kind höher schätzt als Freiheit. — Ob der englische Zeitungsleser nicht rot wird, wenn er untereinander liest: „Im Gefangenenlager bei Kapstadt starb der 34jährige Kriegsgefangene N. N.“ und: „Unsere von den Buren in Helvetia gefangenen Soldaten sind unverehrt zu unseren Vorposten zurückgeschickt“? Was der biedere Lord Roberts nicht vollenden mochte, das will der blutige Lord Kitchener fertig bringen. Uns kan wacht (Wir können warten) sagt der Bauer und kämpft weiter.

Wofür kämpft der Bauer?

Nicht für Fabrikschornsteine und Paläste, für Tressen und Orden und andere Herrlichkeiten. Wir wollen ehrlich sein: Er kämpft für eine minderwertige Kultur gegen eine fortgeschrittene. Die Spazierpfeifen es ja vom Dache, daß der Bauer sich thörichter Weise gegen Kulturgeschenke auflehnt, die der Engländer ihm freundschaftlichst namens des 20. Jahrhunderts anbietet, als da sind: schwarze Schlipse und weiße Manschetten, Whisky, Brandy und Sektbulle, Klassiker in Goldschnitt und Romane, Fußbälle und Lawn-Tennisnetze, Imperialismus und Kapitaldespotismus usw. Ich füge hinzu: vollkommener Kriegsführung. Und da weist der eigensinnige Bauer all solche schönen Säckelchen zurück und will für die sogenannte Freiheit und Selbständigkeit weiterkämpfen? so fragen nicht nur einzelne Zeitungen, sondern ernste weise Männer. Sterbt nur nicht an Ernst und Weisheit! Auch Arminius, unser Arminius, piffte auf die römische Kultur wie der Bauer auf die englische.

Ich ritt neben einem Bauern, einem solchen, dem das Alter den Rücken aber nicht das Herz gebeugt hatte, auf dessen harten Mienern

ein gewisses steinernes Etwas schlummerte, das ich nicht durch Schwätzen aufstören wollte. Stundenlang ritten wir, ohne ein Wort zu wechseln. Endlich brach er selbst das Schweigen, indem er mich fragte. So heilig mir die Strenge des Alten war, ich konnte in diesem Augenblick die Bitternis nicht niederzwingen, die in mir hochquoll: „Ohm, Ihr Bauern habt selbst den rechten Augenblick, da Ihr die Engländer aus Südafrika werfen konntet, verfehlt. Eure Freiheit seht Ihr nicht wieder.“ Ernst sah der Alte in die Ferne, dann murmelte er: „Maar die kleinen Kinderen!“ (Aber die kleinen Kinder.) Was sollte ich ihm erwidern? Sollte ich von einer möglichen oder unmöglichen Weltlage reden? Sollte ich ihm klar machen, daß die Büchse die Herrschaft in Südafrika an das Gold abtreten wird? Sollte ich ihm die 24stündige Lebensweisheit der Eintagsfliege vortragen? Von all den schönen Worten, die mir auf die Zunge kamen, kriegte ich nur vier aus der Kehle heraus: „Ich denk' auch so.“ Schweigend ritten wir weiter. Ich Kulturmensch des 20. Jahrhunderts kam mir neben diesem ungebildeten Alten, der für die Freiheit der zukünftigen Generation fechten wollte, selbst vor wie eine Eintagsfliege. Ob wir nicht auch noch einmal gegen eine überlegene und fortgeschrittene Kultur zu kämpfen haben, nur für die Freiheit unserer Kinder und für die Unsterblichkeit unseres Volkes?

Auf wen hofft der Bauer?

Damals, als er über die Drachensberge nach Natal hineintrabte, oder vielmehr abwechselnd Schritt und Galopp ritt, hoffte er zuviel von einer Intervention und zuviel von seiner Überlegenheit. Seine Siegeszuversicht ist zu Boden geschlagen, die Sympathie und das Mitleid der Welt, selbst eines großen Teiles des englischen Volkes, hat ihm nicht gerade viel geholfen. Schweigend sieht dieser zu, jener murt und ein dritter ballt die Hand in der Tasche. Die Ausländer, die mit den Bauern Schulter an Schulter kämpften, sind entweder in ihre Heimat zurückgerufen oder freiwillig zurückgekehrt, nur wenige haben bei ihnen aushalten können und aushalten dürfen, unter ihnen kaum einer von den Ärzten, die menschliches Röhren nach Afrika hinüberschickte. „Hilf dir selbst.“ „Wir waschen unsere Hände in Unschuld.“ Dennoch hofft der Bauer noch heute, nicht mehr auf andere Menschen, nur auf sich, auf das Mauser und — auf Gott. „Dein Wille geschehe,“ war der Text eines Bauernpredigers, der besser sprach als ich schreibe. „Bürger, wir müssen kämpfen, bis unsere Kinder groß werden. Ich bete ja täglich zu Gott, daß er ein Ende machen möge. Aber wenn Gott es will, dann müssen wir so lange kämpfen,“ so sprach der kühne de Wet in

einer Predigt, die ich selbst freilich nicht mehr gehört habe. Ist das nicht ein Zeichen von mangelnder Einsicht? Ein Kind spricht so, aber nicht ein vernünftiger Mann. Ihr habt so Unrecht nicht. Der Mann ist ein Kind, aber ein Kind Gottes. — Und als Ohm Paul die Kunde von dem Nichtempfang in Berlin erhielt, da richtete er sich und die gebeugte Umgebung auf durch das Wort: „Gott wird uns die Intervention schicken.“ Das ist allerdings ein kindlicher Glaube, aber derselbe Glaube, der da Berge versetzt und mit Gott selbst ringt: „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.“ Der Glaube hat noch immer die Welt überwunden. Die Welt — unter der ich hier nicht die diplomatische verstehen will — hat zu dem Kriege Stellung genommen durch die auf Seite der Bauern sechtenden

Ausländerkorps.

Die Lüge, daß die Engländer den gefnechteten Ausländern Rechte bringen wollten, konnte nicht schlagender widerlegt werden als dadurch, daß diese Ausländer für das angeblich despotische Transvaal die Waffen aufnahmen. Leider begingen die Bauern den Fehler, diese ihnen zu Gebote stehenden Kräfte nicht genügend zu organisieren. Es wäre möglich gewesen, aus den in Transvaal und im Freistaat ansässigen treugesinnten Uitländern und aus solchen, die während des Feldzuges Fechtens halber hinübergingen, eine Truppe von 5—10 000 Mann zu bilden, sie unter das Kommando europäischer Offiziere zu stellen und sie für solche Kriegs- und Gefechtszwecke zu verwenden, die nur von europäisch geschulten Truppen erreicht werden können. Den Grund für die Unterlassungsjünde der Bauern soll man nicht in der Dummheit oder Schlechtigkeit suchen. Einmal ist es nicht ohne Gefahr, wenn man Tausenden von Fremdlingen ohne Weiteres das Bürgerrecht giebt. Sodann standen gesetzliche Bestimmungen entgegen, wenn man Sold zahlen wollte; denn, wie schon oben gesagt, bekam der Bauer keinen Sold. Gab man den Ausländern Löhnung, dann mußte man schließlich auch die Bauern bezahlen — und wo blieb dann der Kriegsschatz? Man dachte ja auch nicht, daß der Krieg so schwer ausfallen würde. Man bezahlte also die Ausländer nur mit dem Bürgerrecht, die gleichzeitig die Wahl hatten, ihre Stellungen zu behalten oder zur Minenpolizei zu gehen, in der sie freie Wohnung und 10 Mk. täglich bekamen. Trotzdem haben Hunderte gefochten, ohne einen Pfennig Sold zu erhalten, und nicht ohne mit verschiedenen Geldstücken dazu das Vergnügen zu bezahlen, das der Kampf für eine gute Sache bereitet. Nachdem die Deutschen unter Schiel den Anfang gemacht hatten, rührten sich auch die Holländer und

die anderen Nationalitäten. Ich nenne hier das skandinavische Korps unter Fari, das holländische unter Göster, das italienische unter Kapitän Ricciardi, die russischen Korps unter Ganiezki und Maximoff, die französischen unter Villebois-Mareuil und Galoppot, das ungarische unter Illisch. Die Namen der Führer der beiden irischen Kommandos, bei denen wir auch Engländer hatten, und des Führers des amerikanischen Korps sind mir entfallen. Leider verwandte man diese Korps, die aus anderen, aber durchaus ebenso kriegstüchtigen Elementen wie die Bauernkommandos bestanden, nicht ihren Fähigkeiten gemäß. Das deutsche und das holländische Korps wurden bei Glandslaagte aufgerieben; das skandinavische erlag bei Magersfontein der Übermacht, bis zum letzten Augenblick sechtend, wie man es nur von Nachkommen der Wikinger erwarten kann. Die Lebensart, daß die Bauern die Ausländer absichtlich im Stich gelassen hätten, ist mehr als albern. Aber wahr ist, daß die Ausländer unter den Fehlern der Bauern hart gelitten haben. Der erste, der von der größeren Unternehmungslust der Ausländer rechten Gebrauch machte, war wohl Louis Botha. Ihm und der guten Sache hat Kapitän Ricciardi manchen wertvollen Dienst geleistet. Später wurden die Bauern klüger, als sie erst den nötigen oder unnötigen Schaden gelitten hatten. Der umsichtige Reiz arbeitete das Kriegsgefeß mit dem Deutschen Dr. Ballentin um, um für die Ausländer eine Bezahlung durchzusetzen. Leider drang er mit seiner Meinung erst durch, als schon alles darüber und darunter ging. Es wurden nun die verschiedenen Korps zu einem internationalen vereinigt, das nacheinander von Zelewski, Blignaut und Hauptmann Lorenz befehligt wurde.

In den Ausländerkorps kämpften neben solchen, die schon längere Zeit drüben waren, auch die meisten derjenigen, die erst frisch hinübergingen, um zu schießen. Es waren prächtige Gestalten darunter, Leute, denen eine angeborene Lust zum Kämpfen, solche, denen der Haß gegen England, und solche, denen Gründe zweifelhafter Art die Waffen in die Hand gedrückt hatten. Am sympathischsten von allen Fremden waren uns Deutschen wohl die französischen Offiziere: anständige Menschen, wenn auch mit einem kleinen Stich ins Eitle, durchaus brave Soldaten und gute Kameraden, die niemals auf Übervorteilung ausgingen.

Die Deutschen und die Buren

sind nicht bloß stammverwandt, sondern sie haben auch gewisse Interessen den Engländern gegenüber in Afrika gemeinsam. Um dieselbe Zeit als die Buren im Unabhängigkeitskampfe das englische Joch abschüttelten, faßten wir

festen Fuß in dem heutigen Deutsch-Südwestafrika. Wir machten den ersten herzhaften Versuch einer Kolonisations- und Weltpolitik damals, als uns Lüderitz den Weg von der Westküste von Angra-Pequena nach Osten wies, als Schiel das Berliner Auswärtige Amt freundschaftlich auf die Lucia-Bai im Osten aufmerksam machte, und als die Buren die neuen Republiken Stellaland und Gosen gründeten. Wie eiserne Klammern legten sich damals reichsdeutsche und buriische Gebiete um das englische Südafrika. Reichsdeutsche und Buren drohten von West und Ost her durch die Kalahari sich die Hand zu reichen. Zu gleicher Zeit wollte man Krupp bewegen, der südafrikanischen Republik eine Eisenbahn zu bauen, die Prätoria mit dem Meere verbinden sollte. Hansemann hatte die Absicht, eine deutsche National-Bank zu gründen. Das Konsulat der südafrikanischen Republik in Lorenzo Marques, ihre erste Vertretung im Auslande überhaupt, wurde dem deutschen Konsul Boghé übertragen. Tommy bekam Angst.

Damals ging Ohm Paul selbst in Begleitung mehrerer angesehenen Buren nach Berlin, wo Bismarck sich mit ihnen auf gut Plattdeutsch verständigte. Der Präsident dachte die Verbindung zwischen dem starken Manne Deutschland und dem Kinde Transvaal für die Zukunft zu festigen, um „die Gefühle der Freundschaft und der Sympathie, die zwischen den beiden blutsverwandten Bevölkerungen bestehen, zu steigern.“ (Worte des Präsidenten.)

Aber wem der Teufel aus der Patsche helfen will, dessen Feinde schlägt er mit Blindheit. Unser Reichstag hatte nicht die lumpigen 100 000 Mark über für eine Expedition durch die Kalahari. Unsere Reichsboten wußten ja von der Schule her, daß die Kalahari eine Wüste wäre, worunter sie sich natürlich eine Art Sandwüste wie die Sahara vorstellten. Hätte man die Kalahari nach Osten durchquert, so würde man in dieser sogenannten Wüste auf Buren gestoßen sein, die das natürliche Bindeglied abgaben zwischen Deutsch-Südwestafrika und der südafrikanischen Republik. Das geschah nicht. Wir wichen mutig auf den 20. Längengrad zurück und behielten nur im Norden den sogenannten Bleistift als Restteil unserer Ansprüche.

Die Lucia-Bai überließen wir Herrn Tommy, entweder weil wir Großmut üben wollten, oder weil wir die Geographie Südafrikas noch nicht studiert hatten. Daß Kolonel Schiel persönliche Opfer gebracht hat, um dem Deutschen Reiche die Lucia-Bai nebst 40 Meilen Land einwärts zu verschaffen, das haben wir selbstverständlich schon lange vergessen. Dankbarkeit war ja immer unsere koloniale Haupttugend.

Es ist dann auch in Deutsch-Südwestafrika ungefähr alles anders gekommen, als unsere mit Unrecht geschmähten Schwärmer für die Kolonien angenommen haben. Warum haben wir unsere Ländereien an Gesellschaften verkauft, die außen scharlachrot und deutsch, innen orchideengelb und englisch sind? Wie darf sich der Aufwiegler und Imperialist Rhodes den „Mitbesitzer“ der deutschen Kolonie nennen? Der englische Gentleman im Jockeyanzuge friedlich auf demselben Throne neben dem kaiserlichen Gouverneur in Helm und Schärpe! Es ist ein Bild, nicht zum Lachen, aber zum Weinen. Wie darf der treffliche Sir Gordon Spriggs von einer „Wiedererwerbung des „Hinterlandes der Walfischbai“ reden? „Wir haben ja gar kein deutsches Südwestafrika,“ sagte mir ein früherer Schutztruppenoffizier, der in Transvaal mit kämpfte, „Deutsch-Südwestafrika ist ein Besitztum des englischen Kapitals, für das wir allerdings noch deutsche Garnisonen halten dürfen.“ Ich widersprach damals sehr erregt, heute würde ich es nicht mehr thun.

Warum haben wir immer und stets die Buren, die in unsere Kolonien trecken wollten, zurückgewiesen? Warum? Weder die sogenannte Volksseele noch der mitleidig belächelte Idealismus, noch die deutsche Gefühlspolitik sind Schuld daran, daß heutzutage Deutsch-Südwestafrika nur ein sehr kleines deutsches Interesse bedeutet gegenüber den großen deutschen Interessen in Transvaal und auch im Freistaate.

Nach Milliarden berechnet man die Summen, die das deutsche Kapital in die Goldminen, in die Dynamitfabrik und in andere Unternehmungen hineingesteckt hat. Aber die Hälfte der Aktien der großen sogenannten Niederländischen Eisenbahn sollen in deutschen Händen sein. Auch ich habe über die schwarz-weiß-roten Schornsteine, über die deutschen Namen auf den Firmenschildern der Kaufhäuser, der Schlächtereien und der Maschinenbauereien in und bei Johannesburg und über manches Andere, was ich für Zeichen unserer wirtschaftlichen Kraft hielt, redlich gestaunt. Indessen wenn ich früher die deutschen Interessen je nach der Anzahl der Nullen, die der Statistiker macht, hoch und höher angeschlagen habe, heute denke ich anders, nachdem ich bei diesem oder jenem Kriegsgefährten einen anderen Maßstab erfragt habe. Und da sage ich allerdings: Mir imponieren die deutschen Aktionäre der großen Eisenbahngesellschaft ganz und gar nicht, einfach deshalb nicht, weil sie wirkliche Nullen sind, die nicht einmal so viel Einfluß haben oder haben wollen, um Deutsche in Beamtenstellen hineinzuziehen. Dieselbe Beobachtung macht man bei einer ganzen Anzahl von Unternehmungen und Geschäften, die ihrem Wesen nach $\frac{3}{4}$ oder ganz englisch sind.

Mir können auch die goldbereiften Mörderhände des Herrn Beit nicht imponieren, aus denen wir einige Geschenke für unsere Museen angenommen haben. Vielleicht stiftet uns Rhodes, der ebenso anerkennend wie berechnend ist, auch bei Gelegenheiten einige Kleinigkeiten. Er hat es ja dazu.

Leider verfahren nicht alle deutschen Unternehmungen so wie ein großes Elektrizitätswerk, das nur Deutsche anstellt und beschäftigt, oder wie das größte deutsche Kaufhaus Johannesburgs. In diesem Geschäft muß jeder deutsch sprechen, der erste Buchhalter so gut wie der letzte Kaffer. Und es geht.

Bei dem unnationalen Verhalten eines beträchtlichen Theiles des deutschen Kapitals ist es kein Wunder, wenn gerade junge Kaufleute Mühe haben, Stellung in ihrem Berufe zu finden. Unter meinen Kameraden, soweit sie von Hause aus Kaufleute waren, befand sich kaum einer, der nicht schon mal den Kellnerfrack angezogen hätte. Das bedeutet absolut keine Herabsetzung. In Verhältnissen, die noch nicht abgeschlossen sind, ist ein Wechsel des Berufes und des Standes eher möglich als bei uns. Wenn hier zu Lande zu einem Gärtner ein Mann kommt und sagt: „Ich war früher Gardeoffizier. Haben Sie Arbeit für mich?“ so wird der Gärtner wahrscheinlich keine Arbeit haben, ja wird womöglich einen Irrenarzt oder einen Polizeikommissar zu Hülfe rufen. Da denkt man drüben doch noch gesunder. Doch das nebenbei.

Wenn man in Johannesburg Sehnsucht nach deutschen Lauten verspürt, dann braucht — oder brauchte? — man nur auf ein Baugerüst zu steigen oder in eine Maschinenwerkstatt zu gehen. In dem besseren Handwerk sind die Deutschen recht zahlreich vertreten, besonders als Tischler, Schlosser und Maurer auch als Barbieri, Schneider und Schuster. Doch wird die edle Kunst Hans Sachsens fast ganz und die Glaserei ganz von Juden ausgeübt. Auch unter den akademisch Gebildeten findet man eine ganze Reihe durchaus tüchtiger, stammer Deutscher. Mit den Scandinaviern und den Schweizern sind die Deutschen allezeit gut ausgekommen; nicht so gut sprachen meine Kriegsgefährten zu meiner Verwunderung über den einzelnen Holländer. Es pulsiert — oder pulsierte — in der südafrikanischen Goldstadt ein regeres deutsches Leben, als ich es mir je hatte träumen lassen. Ich zähle einfach auf: Zwei Kirchengemeinden und eine Schulgemeinde, dazu ein Schulverein (unter Vorsitz des deutschen Konsuls), der die nötigen Gelder aufbringt, um armen Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen; ein Krankenverein, ein Hilfsverein, eine Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes, ebenso eine des Flottenvereins und andere Vereinigungen, die dem deutschen Volkstum

zu Nutz und Frommen wirken. Selbst die Gesangs- und Vergnügungsvereine haben außer anderen Zwecken in der Fremde doch auch den edlen, den Zusammenhang der Deutschen zu festigen. Persönliche Beziehungen, die von Reichs wegen nie in Paraphrasen gebracht werden können, reichen von der deutschen Schule und der deutschen Kirche hinüber zu dem Hilfsverein. Die Opfer, die die Deutschen Johannesburgs gebracht haben, um ihre Kirchen und Schulen zu bauen und um bedrängten Landsleuten in der Not beizuspringen, sind größer, als man hier denkt. Überdies hat nur ein Teil der Johannesburger Deutschen noch die fetten Jahre vor dem Raubzuge Jamesons erlebt, die meisten haben in den darauffolgenden mageren Jahren recht beträchtlichen Schaden gelitten. Weniger durch die Ereignisse des Jahres 1896, aber viel mehr durch den jetzigen Krieg in Mitleidenschaft gezogen ist das Deutschtum auf dem Lande; denn auch der deutsche Landwirt hatte in Südafrika Raum genug gefunden, seine Intelligenz und seine Arbeitsamkeit zu bethätigen. Man trifft nicht nur einzelne deutsche Farmer sondern zuweilen ganze deutsche Dörfer, so in der Rustenburger Gegend, der sogenannten Weizenkammer. Auch im reichen Winburger Distrikt und auf dem Zoutpansberge, wo der Plantagenbau im Aufschwung begriffen ist, sind Deutsche verhältnismäßig zahlreich und begütert. Die deutschen Besitzer auf dem Zoutpansberge haben ihre Farmen zum großen Teil für ihre der Republik geleisteten Kriegsdienste erhalten, während in der früheren Republik Bryheid eine ganze Anzahl von Leuten sitzt, die unter Schiel dem Könige Dinizulu Hülfe geleistet haben.

Obgleich das Deutschtum weder durch geschlossenes Vorgehen wie das Engländerum wirkt, obgleich es Klikenwesen, wie man es den Holländern vorwirft, nicht kennt, obgleich nur ein Teil des ungeheuren deutschen Kapitals, das drüben angelegt ist, national ist und national wirkt, so hatte das deutsche Wesen sich in den letzten Zeiten doch sichtbar ermannt. Unser guter Michel hatte drüben fleißig gearbeitet mit Spaten und Pflug, mit Hobel und Meißel und Meßstange und Maschinen. Auf dem platten Lande wie in den Städten — wieviel Zeichen deutschen Fleißes habe ich gesehen!

Doch was uns Deutsche noch mehr freute, war der Stolz auf unsere nationale Eigenart, den wir überall antrafen. Ein Polizeibeamter in Winburg führte mich in sein Familienzimmer. Als ich verwundert stehen blieb, sagte er schmunzelnd zu mir: „Sie wundern sich über die beiden Kaiserbilder in Südafrika? Nun daran können Sie jeden guten Deutschen erkennen.“ Als ich beim Abendessen seine Frau, die zuweilen ein Wort eigentümlich betonte, fragte, aus welcher

Gegend Deutschlands sie stamme, sagte sie: „Ich bin gar nicht aus Deutschland, ich bin eine Burentochter.“ Ich muß wohl bei dieser Eröffnung nicht gerade das geistreichste Gesicht gemacht haben; denn die mit am Tische sitzende Tochter biß sich auf die Lippen vor Lachen. Mein Erstaunen verwandelte sich in ehrliche Bewunderung, als mein Wirt erklärte: „Meine Frau und meine Kinder haben von mir Deutsch gelernt; in meinem Hause darf nur deutsch gesprochen werden.“ Wie manchen höher stehenden Mann, der angeblich keinen Weg findet, um seine Söhne und Töchter deutsch lernen zu lassen, beschämt dieser schlichte Mensch, der bei uns kaum mehr als eine Dorfschule besucht hatte. Freilich hatte er seine Pädagogik als Unteroffizier in der Instruktionsstunde gelernt. Ich habe, dem Räte meines Landsmannes folgend, immer auf Kaiserbilder geachtet und an vielen Stätten deutschen Stolz und deutsches Volksbewußtsein gefunden.

Konsulu zum Schutze deutscher Interessen sind gut, deutsche Interessenpolitik ist auch gut. Es fragt sich nur, was man unter Interessen verstehen soll. Ich verstehe darunter das Kapital, soweit es deutsch ist; die deutschen Kirchen und Schulen, die in der Fremde der Verwilderung und Verwirrung von Sprache, Sitte und Sittlichkeit steuern; die deutschen Menschen aus Fleisch und Bein, die deutsch denken und fühlen, als da sind: Konsulu, Pastoren, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, Schlosser, Tischler, Farmer usw. ohne Unterschied der Person und des Standes; den deutschen Stolz und die deutsche Ehre und — man gestatte mir das respektvolle Wort — die deutschen Kaiserbilder.

Nun behauptet man, daß die Buren unsere Interessen mehrfach nicht genügend berücksichtigt hätten. Nun auch der wohlmeinendste Beurteiler der Bauern wird zugeben, daß sie noch zu ungelent sind, um einen Kapitalstaat einrichten zu können. Auch wird man gestehen müssen, daß ihre fast ganz aus Ausländern bestehende Beamtenchaft nicht allen Forderungen gerecht wird. Indessen: Einmal ist Transvaal noch ein junger Staat. Zweitens braucht ja kein Nörgeler, dem es drüben nicht behagt, einzuwandern; er kann ja zu Hause bleiben. Drittens werden sich die Gesellschaften, die zu Bestechungszwecken Gelder an Mitglieder des ausführenden Rates gaben, wundern, wenn sie hören, daß diese Gelder in den Kriegsschatz geflossen sind. Viertens habe ich merkwürdiger Weise fast nur solche deutschen Leute kennen gelernt, die sich unter dem Vierkleur wohl und glücklich fühlten. Die Herren Beit und Genossen brauche ich nicht unter die deutschen Interessen oder Interessenten zu rechnen.

Im Übrigen: Ich habe nicht bloß eine Schule und eine Kirche

gesehen, die auf Grund und Boden steht, der von den Buren den Deutschen geschenkt war. Ja, die transvaalische Regierung unterstützte deutsche Schulen, die das Deutsche als Unterrichtssprache gebrauchten. In Johannesburg z. B. zahlten die Buren der deutschen Schule für jeden Schüler für jedes Jahr 80 bzw. 100 Mark Unterstützung. Das Wort Liberalität ist in solchem Falle wahrhaftig keine Übertreibung. Von dem Entgegenkommen Transvaals in anderer Beziehung reden seine Handelsverträge mit uns eine deutliche Sprache. Daß man deutsche Kaiserbilder so behandelt hätte, wie man es einem englischen Offizierkorps nachsagt, davon ist mir nichts bekannt. Man beweise mir, wo und wann die Buren absichtlich deutschen Stolz gebeugt haben. „Ich kann hier allezeit ein guter Deutscher und doch ein guter Transvaaler Bürger sein,“ sagte mir ein akademisch gebildeter deutscher Mensch, der nun schon fast ein Dezennium drüben lebt. „Seitdem ich die republikanischen Behörden erst kennen gelernt habe, seitdem denke ich anders von den Buren,“ sagte mir ein anderer, der nicht ohne Mißtrauen die Buren betrachtete hatte.

Transvaal hatte nicht mit Undankbaren zu thun. Keinen Schritt hat die Kultur in dem letzten Dezennium gethan, ohne daß die Deutschen mitgearbeitet hätten. Eisenbahn und Straßenbahnen, Forts und Minen, elektrisches Licht und Maschengewehr sind davon Zeugen. In den Burenstaaten war genug Raum für Leute, die leben und leben lassen wollten. Schon Ohm Paul hat während seines Berliner Aufenthaltes aufgefordert, deutsche Ansiedler zu ihm zu schicken. Die Buren müssen mit den Deutschen, zu denen ich Veit und Genossen nicht zähle, wohl zufrieden gewesen sein. Zu dem sozialdemokratischen Verein „Vorwärts“ kam ein Agent der Transvaaler Regierung und hat, die Einwanderung einiger Tausend Deutscher zu vermitteln. Ich will auf den weiteren Gang dieser Verhandlungen nicht eingehen und überlasse es jedem Leser, seine eigenen Folgerungen zu ziehen. —

„Wozu baut Ihr dieses Haus?“ fragte ich einen Landsmann in Pretoria. — „Das soll unsere neue deutsche Schule werden,“ antwortete er. — „Wird der Krieg das Dertschtum nicht zurückbringen?“ — „Im Gegenteil, vorwärts, verlassen Sie sich darauf: vorwärts.“ Dieser mein lieber Landsmann hat mich nicht getäuscht. Noch während des Krieges im April wurde in Pretoria diese neue deutsche Schule eingeweiht, zu der ein schlichter deutscher Farmer ein Grundkapital von 200 000 Mark gestiftet hatte. Kein Oberhofmeister hatte mit ihm vorher konferiert, kein Ordensband schmückt ihn und keine Ehrentafel nennt seinen Namen. Ich könnte den Namen veröffentlichen, es ist besser,

wenn er in Vergessenheit bleibt. Seine Schule wird ja auch nicht bestehen bleiben. Wenn in späteren Jahrzehnten ein deutscher Wanderer mal die Spuren deutschen Fleißes in Südafrika bemerkt, dann hat man wenigstens eine schöne Erinnerung.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich, daß mancher Deutsche, der früher drüben lebte, auch nach seiner Rückkehr in die Heimat dem Deutschthum draußen sein Herz erhalten und Opfer gebracht hat. Ich nenne nur den Namen Lippert.

Was Deutsche vermögen, trat zum ersten Male klar zu Tage damals, als sie gegen die Auführer in Bataillone zusammentraten, damals, — 1896 — als Ohm Paul zu seinem Siege über Jameson beglückwünscht wurde unter dem Hinweise auf eine befreundete Macht, unter der nicht bloß die „sogenannte Volksseele“, von der man ja mit mitleidigem Lächeln zu sprechen beliebt, sondern auch die „realen“ Politiker die deutsche Macht zu Wasser und zu Lande verstanden. Die Deutschen selbst haben wie drüben haben das Wort zu ihrer Parole und zu ihrem Kampfesgeschrei gegen England gemacht. Bestärkt in ihrem Widerstande gegen die Engländer wurden auch unsere stammverwandten Brüder, die Buren. Die Engländer wußten wohl, um was es sich handelte und nahmen den Kampf auf. Sie boykottierten in Johannesburg jedes Geschäft in dem deutsch gesprochen wurde und drängten Deutsche aus ihren Stellungen. Nicht bloß in Johannesburg, auch in anderen Industrieorten findet man an den Läden den Aufschlag Germans and Cornishmen no neeld apply (Deutsche und Welsche brauchen nicht anzufragen.)

Den Engländern deshalb böse zu sein fällt mir gar nicht ein. Wohl aber darf ich diejenigen Deutschen, die sich nicht entblödeten, ihr Volkstum um ein paar Schillinge zu verkaufen, genau so nennen, wie sie der Engländer nennt: Bastards. Der Engländer — auch der geringste Tommy — ist viel zu national, als daß er nationale Entäußerung bei anderen hochachten sollte. Er thut vielleicht mal so.

Das Deutschthum dachte deshalb noch gar nicht an seinen Rückzug, geschweige denn an seine Ausweisung, es trat in überwiegender Mehrheit auf die Seite derselben Buren, deren Gastfreundschaft es genossen hatte. Dem Wunsche meiner Kriegsgefährten entsprechend will ich einiges aus der

Geschichte des Schiellschen Corps

kurz berühren, um einige Mißverständnisse aufzuklären.

Nachdem die Deutschen um die Wende des Jahres 1895 zu

1896 durch ihr sofortiges Eintreten für die Regierung gezeigt hatten, daß man auf ihre Treue bauen könne, tauchte bei einsichtigen Buren der Plan auf, die treuen Elemente unter den Ausländern gegen die englische Übermacht mit in das Feld zu führen. Da es für einen Bauern schwierig ist, Ausländer in richtiger Weise zu befehligen, so suchte man einen Mann, der mit der Kenntniß Afrikas Einsicht in europäisches Heerwesen verbände. Die Wahl fiel auf den Deutschen Colonel Schiel. Schiel ist nicht preussischer Husarenoffizier gewesen, wozu er gelegentlich gemacht ist. Er hat hier allerdings bei den Husaren gedient und ging, von Abenteuerlust getrieben, bald nach dem Unabhängigkeitskriege hinüber nach dem Transvaal. Er trat zuerst bei einem Missionar oder Farmer — der Missionar ist ja zugleich Farmer — in Dienst, lernte eifrig holländisch und ging nach Pretoria. Als dem Zulukönige Dinizulu in seinen Kriegen gegen die von den Engländern eingesetzten Mittkönige eine Schar Bauern Hilfe leistete, zog er als gewählter Kommandant deutsche Farmer mit in das Feld, sorgte auch dafür, daß sie gute Gründe als Kriegszold bekamen. Dann wurde er „Staatssekretär“ bei Dinizulu und vermochte diesen, dem Deutschen Reiche die Luciabay anzubieten. Er ging selbst nach Berlin, bekanntlich ohne sein Ziel zu erreichen, setzte in Deutschland seine erworbenen Glücksgüter zu und kam nach Afrika zurück, um von neuem anzufangen. Er wurde nacheinander „Eingeborenen Kommissar“ auf dem Zoutpansberge, „Haupt des Gefängnißwesens“, baute das Johannesburger Fort, begründete die Johannesburger Artillerie, für die er in den Leutnants v. Wichmann und Grothans tüchtige deutsche Instruktoren zu gewinnen wußte, und wurde Colonel (Oberst).

Nachdem er einmal mit Dhm Paul, dessen Onkel Gloff er sich zu Dank verpflichtete, in Verbindung getreten war, wurde er auch von Dhm Paul gegenüber mannigfachen Anfeindungen gehalten. Dafür hielt er zum Präsidenten. Ob Soubert Schiel, wie dessen Freunde behaupten, aus diesem Grunde Feind war, bleibe dahingestellt. Das der dürre Abriß einer echt afrikanischen Laufbahn, den man sich mit afrikanischen Farben ausmalen möge. „Ich habe kein Alltagsleben hinter mir, auch kein Sonntagsleben, sondern ein bewegtes Leben,“ lautet ein Ausspruch Schiels, um den sich ein bunter Sagenkreis gebildet hat. Wenn er keine Afrikanerinnen als Krankenschwestern mit in das Feld nehmen wollte, so wußte er warum. Er wußte auch nur zu gut, daß bei Deutschen nicht dieselben moralischen Faktoren wirken wie bei den Bauern. Bei diesen, die morgens und abends, beim Gewitter und vor und nach dem Gefechte, zum Gebet und zur Predigt

zusammentreten, ersetzt zum Theil die Religion die Manneszucht, die bei uns durch andere Mittel aufrecht erhalten werden muß. Unerbittlich hielt deshalb Schiel auf europäische Disziplin; und niemand in seinem Korps nahm ihm das übel. Dafür sorgte er auch allezeit für seine Leute. Sie wußten, daß sie immer etwas Warmes vorfanden, wenn sie von der Patrouille oder vom Posten zurückkamen. Der Weg zum Herzen geht auch bei dem Afrikaner durch den Magen. So rauh und hart der frühere Husarensergeant äußerlich war, so genoß er doch unbedingte Achtung bei seinem Korps. Daß er frühere deutsche Offiziere mit in das Feld nahm, kann man ihm nur zur Einsicht rechnen. Was ich diesem Manne hoch anrechne, ist, daß er in seiner Art immer Verbindung mit deutschen Leuten gehalten hat. Gerade in den unteren Schichten genoß er viel Vertrauen. Das zeigte sich, als er im August und September im Auftrage der Regierung daran ging, ein deutsches Korps zu bilden. Nachdem er in Johannesburg, Pretoria und Heidelberg in einigen Volksversammlungen geredet hatte, unterstützt durch den bekannten Dr. Ballentin, meldete sich eine beträchtliche Anzahl Freiwilliger zum Eintritt. Gleich die ersten Einzeichnungen sollen über 1000 Namen ergeben haben. Den politischen Hintergrund, den die Sache für die Anländer, vor allem für die Deutschen, gewinnen mußte, will ich absichtlich nicht ausmalen.

Aber bei der Bildung des Korps haperte es. Wie es kam, daß die Buren kein Geld zahlten, habe ich oben kurz berührt. Außer denen, die keine Lust hatten, das Engländerchießen auch noch mit eigenem Gelde zu bezahlen, blieben — auf Befehl der Regierung — alle diejenigen zurück, die Angestellte waren oder kontraktlich irgend welche Lieferungen zu machen hatten. Dazu traten andere Schwierigkeiten. Als am 28. September morgens der verabredete Kanonenschuß vom Johannesburger Fort her gefallen war, sammelten sich hunderte Freiwilliger im Schaugrunde (show ground), aber es fehlte an Pferden. Da Eile nötig schien, entschloß sich Schiel, nur eine Anzahl Leute, vor allem diejenigen, die in Deutschland schon gedient hatten, auszusuchen. Er ließ vorreiten und wählte 75 Mann aus, die ganz vorzüglich ausgerüstet, aber leider zum Theil nur mit schlechten Pferden versehen wurden. In dieser Abteilung stieß eine Anzahl Bauern, meist Gefängnißwärter, unter Kornet Potgieter. Transvaal vermehrte seine Streikräfte und schaffte sich unnütze Brodesser vom Leibe, indem es einfach seine Gefängnißbewohner mit der Eisenbahn dahin schaffte, wo solche Leute hingehören, nämlich auf portugisisches Gebiet, und die Gefangenenaufseher, die die Deutschen nicht gerade als den edelsten

Typus der Burenrasse gelten lassen wollten, zur Front schickte. Schiel nahm verschiedene frühere Offiziere mit in das Feld, aber ihren Feldkornet Lefner wählten sich die Johannesburger Deutschen, wie ich betonen möchte, selbst. In Pretoria bildete sich gleichzeitig, wie verabredet war, ein deutsches Kommando. Als aber Schiel den gewählten Kornet Kranz nicht anerkennen wollte, da legte man es so aus, als wolle er ihnen überhaupt das Recht, den Kornet zu wählen, entziehen. Eine Deputation ging in den Ausführenden Rat und holte die Genehmigung ein, daß das Pretoria-Kommando zu Lukas Meyer ging. An dieser Uneinigkeit der Deutschen, die so vieles verschuldet, waren die Bauern wahrhaftig nicht Schuld, auch nicht die mit Unrecht gefürchteten „preussischen Offiziere“, sondern einzig und allein die uneinigen Leute selbst. Statt eines einzigen starken Korps gingen also gleich zwei minderstarke zur Front ab.

Am 1. Oktober rückte das Schielsche Korps aus Johannesburg. Pastor Graßmann, ein Mann nach dem Herzen Gotes, hielt die ergreifende Abschiedspredigt, im wahren Sinne des Wortes eine deutsche Predigt; „eine feste Burg“ quoll zum Himmel; dann sprach Schiel seinen entschiedenen Willen aus Disziplin zu halten und schloß mit einem Hoch auf Ohm Paul. Am Bahnhofe, wo die deutschen Wirte und Bierbrauer erschienen waren, wurde herzlicher Abschied von den Landsleuten genommen. Das Korps, bei dem sich zwei Geschütze unter den Leutnants Grothaus und v. Wichmann und eine Ambulanz unter Dr. Elsberger befanden, führte das Transvaalbanner mit Fahnenbändern in den deutschen Farben. Unter Schiel standen die früheren Offiziere Hauptmann Weiß und die Leutnants v. Albedyll, Badecke, Graf Zeppelin. Nachträglich übrigens nach erfolgter Kriegserklärung erschien eine Proklamation des deutschen Konsuls, wonach alle Deutschen, die zur Front gingen, des Schutzes des Deutschen Reiches für verlustig erklärt wurden. Überall auf der Fahrt, die meist in offenen Wagen unter strömendem Regen zurückgelegt wurde, fanden die Deutschen enthusiastische Aufnahme, besonders bei den Landsleuten in Heidelberg. Es war ein Fest wie im Jahre 1870.

Von Standerton aus marschierte das Korps in den Freistaat. Die Verpflegung war knapp, das erste Entbehren begann, dazu das erste Käsonnieren. Nachdem eine zweite und dritte Abteilung von Johannesburg aus eingetroffen waren, rückte Schiel noch am 10. Oktober bei strömendem Regen an den Bothapafß heran. Am elften standen die Posten hart an dem Drahtzaun, der die Grenze gegen Natal entlangläuft, am zwölften auf englischem Boden. Schiel stand unter dem Befehl

des Generals Jan Rook — Rook von den Deutschen genannt — der außerdem noch mehrere Bauernkommandos unter Hoofdcommandant Ben Biljoen unter seinem Befehle vereinigte. Er hatte die Aufgabe zwischen der Hauptarmee Jouberts links und den Freistaatern rechts nach Natal einzubrechen, die Verbindung zwischen Dundee und Ladysmith zu unterbrechen und dann mit den Freistaatern Verbindung zu suchen. Unter all den Schwierigkeiten, die Gebirgswege, Regengüsse, Nachmärsche und beständiges Wachen und Patrouillieren verursachen, wurde der erste Teil der Aufgabe gelöst. Am 16ten rückte das Kommando als zweites durch Newcastle, am 19. erreichte es Greys Farm, nachdem Kornet Potgieter mit einer Patrouille an den Sondagsriver vorausgeritten war. Die meisten Burenkommandos bogen nach Dundee zu ab. Endlich mal ein ungestörter Mittag! Alles machte es sich im hohen Grase bequem, die Pferde hatten Futter in Hülle und Fülle, zwei Ochsen wurden am Feuer gebraten. Da hieß es plötzlich: Aufsatteln! — Trab! — Galopp! — Marsch! — Richtung Glandslaagte, das um 6 Uhr Abends erreicht wurde, nachdem die 18 (engl.) Meilen ohne Aufenthalt in einem Atem zurückgelegt waren. Als man bei der vorgeschobenen Abteilung Potgieters anlangte, war schon alles vorbei. Potgieter hatte die Station besetzt und nach leichtem Gefecht einen englischen Eisenbahnzug, der mit Vorräten aller Art vollgepfropft war, genommen. Die Stationsbeamten hatte man kluger Weise ins Stationszimmer geschlossen, und ihnen so Gelegenheit gegeben, nach Dundee und Ladysmith zu telegraphieren. An dieser Thatsache konnte auch das Donnerwetter, das nun aus dem Munde Schiels ging, nichts ändern. Es folgte eine schlimme Regennacht, die die Deutschen auf Wache zubrachten. Am nächsten Morgen wollte man die erstarrten Glieder durch erbeuteten Sekt und Brandy wärmen. Das Vergnügen dauerte jedoch leider nicht lange, da der Oberst, um Ausschreitungen zu verhindern, sämtliche Flaschen, die geistige Getränke enthielten, erbarmungslos entzweischlagen ließ. Graf Zeppelin unternahm einen kühnen Patrouillenritt über Agols Kohlenminen bis auf 5 (engl.) Meilen an Ladysmith heran. Nur unter Aufbietung aller Kräfte gelang es ihm, seine Leute aus den feindlichen Patrouillen wieder heraus in das Lager nach Glandslaagte zurückzuführen. Man fand bereits den ersten Verwundeten vor und die Gewißheit, daß es am nächsten Tage zum Kampfe kommen werde. Schiel hatte sich selbst durch verschiedene Rekognoszierungen von der drohenden Gefahr überzeugt.

Elandslaagte

liegt nordwestlich der von Dundee nach Ladysmith führenden Eisenbahn, wo diese durch die Bodenverhältnisse gezwungen wird, aus der bisherigen Richtung Nord—Süd fast in die Richtung Ost—West überzugehen, so daß sie sich der westlich der Bahn von Glenkoe nach Ladysmith führenden Straße nähert. Jant Rook war noch am 20ten mit dem Gros seiner Truppen auf der Straße herangerückt, war dann ostwärts durch das Dorf abgebogen und hatte jenseits der Bahn Stellung genommen. Dort erhebt sich in geraumer Entfernung aus der Ebene, die an einigen Stellen sumpfig ist, ein Höhenzug, der nach Süden und Westen ziemlich schroff abfällt. Nach Osten zu folgt ein schluchtartiger Einschnitt, etwas zurückliegend ein Spitzkopje, später Kanonenberg genannt; dann biegt allmählig der Höhenzug hornartig nach Norden um, sich zugleich verflachend. Von Süden und Westen her ist der Anstieg schwierig, weniger von Osten und Norden her, wo auch niedrigere vorgelagerte Erhebungen, sogenannte Randjes, ein Herannahen des Feindes begünstigen. Die ganze Berginsel ist rings von Ebene umgeben, die nördlich vom Sonntagsflusse begrenzt ist. In dieser isolierten Stellung wollte der alte tapfere General Rook den Ansturm der Engländer erwarten, entgegen dem Abzügen der Deutschen, insbesondere Schiel. Rook hatte ungefähr 600 Kombattanten — Bauern, Holländer und Deutsche — unter sich mit zwei Geschützen, einem Kruppgeschütz und einer Jamesonkanone, unter Sergeant Schmidt (Deutschafrikaner). Die beiden früher genannten Offiziere waren zum Ärger der Deutschen in eine andere Stellung berufen worden. Vom deutschen Korps waren 52 Deutsche und ungefähr ebensoviele Gefängniswärter zur Stelle, der Rest des Korps sollte folgen.

Für die Nacht vom 20. zum 21. Oktober übernahmen die Bauern die Vorposten, während die Deutschen endlich mal eine gute Nacht in den Häusern Elandslaagtes zubrachten. Ungefähr um 7 Uhr morgens wurden sie durch Kanonenschüsse aufgeschreckt. General French war unter dem Schutze der Nacht westlich der Bahn vorgerückt und hatte sich mit einer starken Kolonne südwestlich der Aufstellung der Bauern festgesetzt. Die beiden Geschütze der Bauern eröffneten das Feuer mit gutem Erfolge. Gleich die erste Granate schlug, leider ohne zu krepieren, mitten in die Suite des englischen Generals. Die Bauern nahmen zuerst eine Aufstellung, Front ungefähr gegen Westen, die Deutschen gallopierten nach dem rechten Flügel. Dann ging Schiel mit der deutschen Abtheilung auf den anderen Flügel an die Stelle, wo ein einzelner weithin sicht-

barer Baum steht. Die englische Kavallerie besetzte das Dorf. Der Deutschafrikaner Nees, der einen Gefangenen bewachen sollte, entging mit genauer Not den Pferden und Kugeln der Feinde; zwei andere, die bei den Borräten zurückgelassen waren, wurden gefangen genommen, nachdem der eine verwundet worden war. French ging unerwarteter Weise zurück, und Schiel bekam Gelegenheit, die zurückgelassenen Borräte aus dem Dorfe zu holen. Noch einmal ging er in Begleitung Graf Zeppelins zu Rock, um zum Abzuge in eine günstigere Stellung zu mahnen; vergeblich. „Wie steht es? bleiben wir wirklich hier?“ fragte man den Grafen. „Wir sind im Wurfsessel,“ lautete die Antwort. Als noch einmal ein Mann zum General geschickt wurde, soll die Botschaft schaft zurückgekommen sein: „Ich bleibe mit den Büren hier. Wenn Schiel mit den Deutschen wegreiten will, kann er reiten.“ Natürlich blieben die Deutschen um der Ehre willen bei einer verlorenen Sache. Gegen 1 Uhr ging Schiel mit ungefähr 25 Deutschen, bei denen auch Weiß und v. Albedyll waren, und ebenso viel Bauern gegen die erste Stellung der Engländer vor, während Leutnant Badecke mit 25 Mann an dem einsamen Baume in Stellung blieb.

Ein verlassener Munitionswagen — die erste Trophäe des Krieges — wurde vorgefunden. Nachdem eine englische Patrouille zusammengejchossen war, besetzte Schiel mit seinen Leuten eine Stellung ungefähr zwei englische Meilen von der Hauptstellung entfernt, um den linken Flügel der Engländer zu bedrohen. Er hielt sich hier ohne Artillerie bis ungefähr 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, mußte dann aber die Stellung gegenüber der Übermacht räumen, zumal auch eine Bauernabteilung, die die Verbindung mit der Hauptstellung aufrecht erhalten sollte, zurückgegangen war. Abgeschnitten von der Hauptabteilung, mußten die Deutschen im weiten Bogen die englischen Abteilungen umreiten, um endlich an die Eisenbahn zu gelangen. Der Drahtzaun wurde durchschnitten, und nun ging es mit den letzten Kräften von Roß und Mann über die Flachte, um die Stellung wieder zu erreichen. Von rechts her durch Schrapnels verfolgt, von links her durch abgeseffene Kavallerie beschossen, wurden sie von vorn auch noch durch Kugeln von Bauern begrüßt, die die ansprengenden für Engländer hielten. Graf Zeppelin und Meyer (Stolberg) blieben etwas zurück, um einige Deutsche aufzunehmen, die mit ihren ermüdeten Pferden nicht mitkommen konnten. „Da haben wir ja das Pseifen, auf das wir uns so lange gefreut haben. Ist das nicht schön?“ meinte der Graf zu seinem Begleiter. „Ja, wenn so ein Ding aber mal trifft?“ — „Na, dann ist es auch . . .“ lautete die kräftige Antwort, die noch aus dem deutschen Heere stammte. Als die letzten Deutschen an

die Stellung herankamen, kam schon der Mecklenburger Korporal Thiele von oben wieder herunter. „Nanu, Wilhelm!“ oder „Fritz! redete ihn der Graf an, „was machst Du denn?“ — „Dä Swinegels het mi schoten,“ antwortete Reuters Landsmann, „ich habe mich solange auf das Schießen gefreut, und nun kriege ich gleich zwei Kugeln auf einmal durch den Arm.“ Indessen der Schießbegierige ließ sich seine Wunden verbinden und ging von neuem in Stellung, in der er bis zum Schluß des Gefechtes mitschoß.

Es war eine schlimme Lage, in die die Deutschen sich hineinstürzten. French hatte nach seiner ersten Rekognoszierung Verstärkungen erbeten und auch erhalten. Die Deutschen unter Leutnant Badecke konnten genau die Rauchwolken der Lokomotiven erkennen, die neue Truppen aus Ladysmith heranzführten. Der englische General sandte die Natal-Freiwilligen gegen die Deutschen, während die übrigen Truppen sich in nordöstlicher Richtung bewegten, um den Buren die Flanke abzugewinnen. Er mochte gegen die 600 Bauern und Deutschen 3000 bis 4000 Mann mit 22 Geschützen heranzuführen. Die Bauern mußten Front gegen Osten nehmen, also fast Kehrt machen, sodas man den rechten Flügel die Hälfte der Deutschen unter Leutnant Badecke bildete; dann kamen die beiden Geschütze; dann die verschiedenen Bauernkommandos und endlich die Abteilung des Feldkornets Potgieter. Schiel befand sich wie oben geschildert bis nach 4 Uhr in einer besonderen Stellung nach rechts hinausgeschoben. Die Natal-Freiwilligen ließen ihre Pferde zurück, gingen ungefähr 500 Meter vor und begannen auf 900 Meter ein Feuergefecht; die überlegene englische Artillerie hielt auf die beiden Kanonen unter Sergeant Schmidt, während die besten englischen Truppen, unter ihnen besonders die Gordon-Highlanders, weiter nach Nordosten ausbogen. Gleich zu Anfang dieses zweiten Gefechtes wurde das holländische Korps, das auf den der eigentlichen Stellung vorgelagerten Rändern lag, überrast und zum großen Teil gefangen genommen. Ein anderer Teil ging weiter rückwärts in Stellung. Es begann nun ein heftiges Feuergefecht, während dessen die Bauern mit bewundernswerter Geschicklichkeit immer wieder ihre Front verlängerten, um die Umgehung zu verhindern. Einzelne Kommandos hielten sich ganz vorzüglich gegen die Übermacht, so die Krügersdorper, deren Führer Landdrost Bodenstein seine Überzeugung von Recht und Freiheit, die er so oft in glühender Rede ausgesprochen hatte, mit dem Tode besiegelte. Die Bewunderung von Feind und Freund erregten auch die Artilleristen, die sich um die feindliche Übermacht nicht kümmerten und ruhig auf die englische Infanterie schossen. Als an dem einen Geschütz der Verschuß schadhast

wurde, schickte der Geschützführer zu Leutnant Badecke, der denn auch im feindlichen Feuer die Geschützstellung erklimm und die Kanone wiederherstellte. Sofort nahm dann das Geschütz das Feuer wieder auf. An der anderen Kanone wurde ein Rad zerschmettert. Auf Steinen und Geröll baute die Bedienung das Geschütz notdürftig auf, um richten zu können. Auf jeden einzelnen Schuß antwortete ein wahrer Hagel englischer Geschosse, und nach jedem Schuß mußten die braven Leute ihr Geschütz erst wieder aufbauen. Aber Sergeant Schmidt hielt aus, auch als ihn die feindliche Infanterie aufs Korn nahm. Endlich gelang es doch der Obermacht, den linken Flügel der Buren zu umgehen. Gerade wollten die englischen Kolonnen durch eine Mulde gedeckt, dem Häuflein unter Potgieter in die Flanke fallen, als — gegen 5 Uhr abends — Schiel mit seinen wenigen Leuten erschien und sich sofort in das Gefecht warf. Die ersten Schüsse sandten die Deutschen auf 600 Schritt Entfernung mitten in die dicken Kolonnen hinein, bald aber hatten sie soviel Schützen gegen sich, daß sie mit diesen vollkommen genug zu thun hatten. Die Hochländer stuzten, als sie plötzlich in die Flanke gepackt wurden, dann gingen sie in kurzen Sprüngen vor, während gleichzeitig die englische Artillerie die vereinzelt Deutschen mit Schrapnels überschwemmte. Ein Glück, daß das betäubende Säusen und Krachen nicht von einer entsprechenden Wirkung begleitet wurde. Einen Augenblick lang stockten die Hochländer. Die Artillerie versuchte vergeblich, den Widerstand der paar Menschen zu brechen. Ein Offizier sprang auf, um seine Leute vorzureißen. Er stürzte, von einer deutschen Kugel getroffen, aber die Mannschaften stürmten nun wirklich abteilungsweise weiter. Hier und da sprangen sie nun auch einzeln von Block zu Block und von Stein zu Stein weiter. Bis auf 100 Schritt und näher ließen die Deutschen die Hochländer herankommen. Zornige Zurufe flogen hinüber und herüber.

Schiel war gleich nach seinem Eingreifen in das Gefecht durch den linken Oberschenkel geschossen worden. Hauptmann Weiß, Leutnant v. Albedyll und Graf Zeppelin blieben bis zuletzt liegen und gaben kaltblütig und ruhig Schuß auf Schuß ab. Der feine Regen, der den ganzen Tag über angehalten hatte, ging in einen wahren Platzregen über. Schon war das Zentrum der Schlachtlinie durchbrochen, schon war der Kanonenberg genommen, als zum Überfluß die englischen Lanciers stürmten. Von allen Seiten eingekreist, vom Regen halb erstarrt, konnten die Deutschen nur noch ans Flüchten denken. „Reitet, Leute, reitet!“ rief ihnen Hauptmann Weiß zu. Sie stürzten rückwärts den Abhang hinunter, zu den Pferden, aber sie fanden nicht mehr alle

Pferde lebend vor. Manch einer ließ den pferdlosen Kameraden mit-aussitzen. So entkamen zwei Schweizer Brüder, deren Namen mir leider entfallen sind. Auch den Korporal Thiele wollte sein Freund Meyer auf diese Weise retten. Er aber bat, sich um ihn weiter nicht zu kümmern, da er doch nicht mehr sechten könne. Einzelu, wie sie oben gefochten hatten, von der hereinbrechenden Dunkelheit begünstigt, suchten die Deutschen ihre Rettung und ihren Weg durch die feindlichen Reiterhaufen, die auf jeden einzelnen ein Jagdrennen veranstalteten. Verschiedene wurden durch Lanzenstiche aus dem Sattel geworfen und gefangen genommen. So ist einmal das Schicksal besiegter Kämpfer. Aber selbst das härteste Kriegsrecht giebt keine Berechtigung zu Greuelthaten, wie sie die englische Kavallerie an tapferen Feinden verübte. Mehr als zehn Lanzenstiche an einen Gegner zu verschwenden, ist ebenso unmilitärisch wie unmenschlich. Ein Wunder, daß überhaupt noch einzelne Leute entkamen.

„Halt, Herr Hauptmann, halt!“ scholl es hinter dem Hauptmann Weiß her, der nach links davonsprengte. Irrte er sich in der Richtung? Nein, er ritt nur dahin, wo er noch Schüsse aufblitzen sah. Auf dem rechten Flügel lag Badecke, selbst verwundet, noch immer in seiner Stellung wie in einer Bastion. Die beiden Kanonen zu seiner Linken waren endlich stumm geworden und zerjammert und ohne Schlagröhren den Engländern in die Hände gefallen. Der linke Flügel war geworfen, nur hier und da schoß noch ein einzelner Bauer auf eigene Faust weiter. Die englische Kavallerie kam Badecke und seinen Leuten in den Rücken, saß ab und feuerte. Es mochte zwischen 7 und 8 Uhr sein. In diesem Augenblick, als die Deutschen Kehrt machten, um das Feuer aufzunehmen, und als Hauptmann Weiß heransprengte, wurde noch der Freiwillige Wiesel verwundet. Indessen Badecke verlor seine Kaltblütigkeit nicht. Er wartete die Nacht ab und schlich sich dann zu Fuß mit den letzten vier Mann, die bei ihm geblieben waren, durch die englischen Linien. Seine Stellung wurde nicht gestürmt sondern am nächsten Morgen verlassen gefunden.

Nur ein Teil des Korps hatte gefochten. Die weiter rückwärts befindlichen Abteilungen hatten ungestüm verlangt, auf das Schlachtfeld geführt zu werden. 40 berittene Leute unter Cabin und die Ambulanz unter Dr. Elsberger gelangten nach 4 Uhr in die Nähe des Kampfplatzes, nachdem die Buren schon umzingelt waren. Die kleine Truppe kehrte wieder um; die Ambulanz wurde von der feindlichen Kavallerie gefangen genommen und bis 4 Uhr morgens festgehalten. So verhinderte man die Ambulanz, ihrem Samariterdienste, der doch auch den

Engländern zu Gute gekommen wäre, nachzugehen. Die armen Verwundeten mußten die ganze Nacht in Sturm, Regen und Kälte da liegen bleiben, wo sie zusammengebrochen waren. Nur ein Teil wurde von den Kulis, die die Engländer als Krankenträger gebrauchten, aufgefunden und — ausgeplündert.

Am nächsten Morgen erst durfte die deutsche Ambulanz ihr Liebeswerk beginnen. Da fanden sie auf dem äußersten linken Flügel 5 oder 6 tote Deutsche, denen durchweg das Gehirn in Folge von Kopfschüssen auseinandergequollen war. Doch nicht ohne Entgelt hatten die Deutschen ihr Leben verkauft. Ihnen genau gegenüber lagen mindestens 20 bis 30 Hochländer, auch meist durch Kopfschüsse getötet, aber nicht so fürchterlich entstellt wie ihre deutschen Gegner. Da stieg Verdacht in den Ambulanzleuten auf. Sie untersuchten die Patronentaschen der Hochländer und fanden Stahlmantelgeschosse und Dum-Dums. Also doch! Auf dem rechten Flügel, wo Baderke gestanden hatte, lagen zwei tote Deutsche. Insgesamt hatten die Deutschen mindestens 8 — vielleicht 11 — Tote verloren, dazu eine entsprechende Anzahl Schwerverwundeter und einige Gefangene, die zumieist gleichfalls verwundet waren. Die Bauern hatten ungefähr in gleichem Verhältnis verloren. Teuer genug hatten auch die Engländer ihren Sieg, der ihnen oben-drein nicht den gewünschten militärischen Erfolg gebracht hatte, erkauf.

Die deutschen Verwundeten, unter ihnen Oberst Schiel, brachte man in ein Zimmer der nächsten Farm. Der Besitzer, ein Deutscher, gab, was er hatte. Ernst und freundlich sahen unser Kaiser und unsere Kaiserin in Lebensgröße von der Wand herunter auf ihre Deutschen. Da trat ein englischer General — White wohl — in das Zimmer. „Biegt hier der Colonel Schiel?“ — „Ja.“ — „Ich bin stolz darauf, gestern mit Ihnen und Ihren tapferen Deutschen gefochten zu haben.“ — „Und ich rechne es mir zur Ehre an, daß ich dem besten Regimente der englischen Armee, den Gordon-Hochländern gegenüber gestanden habe.“ Darauf holte der General seine Whiskyflasche vor und gab jedem der anwesenden Deutschen einen Schluck zu trinken. So sieht ausländische Feindschaft aus.

Den Grafen Zeppelin fanden zwei deutsche Ambulanzleute, sein badischer Landsmann Wagner und Oberius, noch lebend, aber ohne Bewußtsein. Anscheinend hatte eine Kugel die linke Kopfhälfte durchbohrt. Auch die Schläfe blutete aus mehreren Wunden, die von Säbelhieben oder auch von Lanzenstichen herrühren konnten. Hätte man ihn früher suchen dürfen, so wäre er vielleicht mit dem Leben davon gekommen. So konnten seine Freunde nur eine Nacht durch bei ihm Wache halten,

bis er einschlief. „Mit einem Regiment von Euch will ich nach Durban reiten,“ hatte er anerkennend einmal zu seinen Kriegsgefährten gesagt. Noch zwei Abende vor der Schlacht erhielt er aus der Heimat Briefe, die ihn in die freudigste Stimmung versetzten und den Entschluß in ihm wachriefen, in die Heimat zurückzukehren. Aber erst nach dem Feldzuge wollte er zurückeilen. Nun war es anders gekommen. Wie es gekommen, darüber gehen die Erzählungen auseinander. Sicher ist, daß er selbstverleugnend bis zuletzt auf dem Felde der Ehre ausgehalten hat. Wie alle zu früh gefallenen Lieblinge des Kriegsvolkes, so hat auch ihn die Kriegsjagd verklärt. Sie macht ihn zum Rittmeister einer deutschen Schwadron, an deren Spitze er in die Feinde hineinsprengt, um übermütig mit der Reitpeitsche dreinzuhauen. Die Sage irrt, und sie spricht doch die Wahrheit. Wenige Wochen Zusammenlebens mit seinen Kampfgenoßen hatten genügt, ihn als kühnen Patrouillenführer und als strammen Offizier beliebt zu machen. Niemand in unserem Korps sprach von Schiel ohne Achtung, vom Grafen ohne Schwärmerie. Er muß ein Mensch voll Lebensmut und Übermut gewesen sein, Schneid und Liebenswürdigkeit in seltener Weise verbindend. —

Claudslaage ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Manches habe ich als bekant und nicht hierher gehörig nicht weiter erwähnt. Wenn der Anteil der Bauernkommandos an dem Gefecht in meiner Darstellung nicht hervortritt, so will ich ihn ganz und gar nicht vermindern. Ihre Fechtwaise hat sich der durchaus verschiedenen englischen auch in diesem Kampfe einer sechsfachen Übermacht gegenüber überlegen erwiesen. Hat der alte General Kock durch die Annahme des Kampfes zu viel Selbstvertrauen bewiesen, so hat er auch mit dem Mute eines Jünglings bis zuletzt ausgehalten. Er ist unterlegen, aber mit Ehren. Bewunderung verdient die Artillerie, die, wie ich hervorheben darf, von Deutschen einexerziert war. Der Kampf in einer früh umzingelten Stellung, zerfällt in eine Reihe von Epjoden, die scheinbar — aber nur scheinbar — ohne rechten Zusammenhang sind. Jedes, auch das kleinste Häuflein Menschen hat einen besonderen Wert, größeren als bei uns, wo Massen wirken. Die Leistungen der Deutschen brauche ich nicht hervorzuheben. Das Gefecht von einem militärischen Standpunkte aus zu beleuchten, liegt mir fern.

Schlimmer als das Gefecht selbst waren seine Folgen. Das deutsche Korps, das am Gefechtstage in vier Abteilungen vereinzelt war, von denen nur eine am Kampfe teilnehmen konnte, kam durch die Niederlage völlig auseinander und wurde von Soubert nach Johannesburg zurück-

geschickt, um sich von neuem zu organisieren. Erbittert durch die Entfernung vom Kriegschauplatz, schickten sie eine Deputation zu Ohm Paul, der sich in anerkennendster Weise über ihre Leistungen aussprach und ihnen verhiess, sie binnen kurzem wieder zur Front zu schicken. Die Bedingung, die die Deutschen stellten, nämlich sie nicht wieder unter den unmittelbaren Befehl Jouberts zu stellen, erfüllte Ohm Paul dadurch, daß er das Schielsche Korps in das Kapland schickte, wo ich die schönsten Tage meines Lebens in seinen Reihen verbracht habe.

Wie das bei Alliierten immer der Fall ist, machte auch diese Niederlage böses Blut. Thörichte Zeitungsberichte trugen noch dazu bei, daß bald einer den anderen beschuldigte. Es ist unsinniges Gerede, wenn behauptet wird, daß die Bauern absichtlich die Deutschen im Stich gelassen hätten. Man wird doch nicht um 52 Deutscher willen 500 bis 600 Bauern mitverraten. Ebenso ungerecht ist die Behauptung, daß die Deutschen unter Schiel zur Annahme der Schlacht gedrängt hätten. Gerade umgekehrt ist es gewesen. Kein wahres Wort ist an dem Gerede, daß die Deutschen sprungweise vorgegangen seien und dadurch die Bauern zu einer falschen Art europäischer Fechtweise verführt hätten. Trotzdem konnte man gerade aus dem Munde deutscher Leute in Pretoria dergleichen hören.

In der Phantasie der Deutschen hingegen, die das Gesecht mitgemacht hatten, spielte Joubert die Hauptrolle. In der Seite 81 erwähnten Beschreibung der beiden deutschen Artillerieoffiziere erblickte man einen Akt persönlichen Uebelwollens. Die Annahme der Schlacht durch General Rook erklärte man sich durch ein bestimmtes Versprechen Jouberts, zu Hülfe zu kommen. Dieses Versprechen habe er nicht gehalten, ja er habe einem Freistaatkommando, das zu Hülfe marschieren wollte, Gegenbefehl gegeben; u. s. w. Und doch hat die Schlacht kaum in der Absicht Jouberts gelegen, und doch hat er kaum ein Versprechen geben können; wahrscheinlich hat er gar keine genaue Kenntnis der Vorgänge gehabt, da ja sein Hauptquartier sehr weit vom Schlachtfelde entfernt war und der Heliograph an diesem regnerischen Tage kaum funktionieren konnte. Andererseits ist es eine Verdrehung des Thatbestandes, die Deutschen für den Ausgang des Kampfes verantwortlich zu machen. Lediglich der Wunsch von Mitkämpfern der Schlacht, die ich selbst noch nicht mitgemacht habe, hat mich veranlaßt, die Feder in die Hand zu nehmen, um zur Aufklärung etwaiger Irrtümer beizutragen.

Alle Deutschen waren einig in der Anerkennung der tapferen Hochländer, in der Erbitterung über die Gemeinheiten englischer Kavalleristen und über die Kulis, die das Plündern und Stehlen als Haupt-

beruf und den Samariterdienst als Nebenberuf betrachteten. Wenn unsere Politiker nicht gegen Greuelthaten der Kriegsführung Einspruch erheben können, so könnte doch das unpolitische Rote Kreuz dagegen protestieren, daß man dunkle Ehrenmänner, wie es die Kulis sind, zu Krankenträgern macht. Selbst dem alten tapferen General Kock, der schwer verwundet war, wurden seine letzten schweren Stunden durch das indische Raubgestübel unerträglich gemacht. —

Leider haben nicht alle englischen Offiziere so ritterlich gehandelt wie General White, der auch später in Ladysmith für die von den englischen Ärzten vernachlässigten Verwundeten sorgte.

Die Niederlage bei Glandslaagte beraubte das deutsche Korps fast ganz seiner Führer. Dem Körper fehlte nun die Seele. Zweifellos würde sich bei einem günstigen Ausgange der Schlacht um den ersten Kern ein großes Ausländerkorps gebildet haben, dem auch diejenigen beitreten konnten, die erst während des Krieges hinübergingen. Bei dem weiteren Vordringen in Natal wäre ein Mann wie Schiel, der die Kafferndialekte beherrscht wie kein Zweiter, ganz von selbst in den Vordergrund getreten; und mit ihm sein Korps. Damit war es endgültig vorbei.

Nachdem sich das Korps in Johannesburg wieder organisiert hatte, wählte es v. Albedyll zum Kommandanten und rückte unter ihm an und über den Oranjefluß. Nachdem er nach der Einnahme von Colesberg freiwillig den Befehl niedergelegt hatte, trat an seine Stelle Brall, der von einem anderen Mitkämpfer bereits gewürdigt ist. Wiederholt fand das Kommando noch Gelegenheit heiße Tage zu durchkämpfen, so bei Colesberg, Kensburg, bei Arundel und bei dem Rückzuge aus dem Kaplande bei Kahlkopffontein. Es machte dann den vielgerühmten Rückzug durch den Osten des Freistaates mit und kämpfte dann unter Runk, der sich schon vor Ladysmith als tapferen Mann und guten Schützen bewährt hatte. Er führte das Korps mit Auszeichnung, bis es am Sachsenwalde zer Sprengt wurde.

Die Pretorianer, wie wir kurzweg das deutsche Pretoria Kommando nannten, wählten sich zuerst v. Quizow, der früher bei der deutschen Schutztruppe gestanden hatte, zum Kommandanten. An seine Stelle trat später Kranz und endlich Schulz. Bei dem Korps stand auch der schon oben erwähnte Dr. Ballentin. Das Kommando machte unter Lukas Meyer den Einmarsch in Natal mit und lag später vor Ladysmith. Freiwillige des Kommandos bewährten den deutschen Namen beim Sturm auf den Platrand und am Spionzkopf. Die Opfer, unter denen sich auch der allgemein beliebte Schmitz-Dumont befand, wurden

nicht vergeblich gebracht. Zoubert mußte äußerlich wenigstens seine Anerkennung aussprechen. — Später kämpfte das Kommando bei Deerdepoort, stand längere Zeit bei Machadodorp und soll dann unter den Befehl Ben Viljoens getreten sein.

Feurige Kohlen sammelten die Deutschen auf das Haupt Zouberts, den sie nicht gerade liebten, als mit Kronjes Katastrophe das Unglück hereinbrach. Als der alte General zum letzten Male nach Bloemfontein reiten wollte, fand er nicht die nötigen Leute zusammen um die Brücken, die er passieren mußte, zu sichern. Da waren es zwölf deutsche Männer unter Hauptmann Lorenz, die diesen Ritt, den letzten Feldherrnritt Zouberts, deckten.

Hauptmann Lorenz, der bei den Pretorianern nicht nur als unfichtiger Proviantmeister bekannt und beliebt war, sondern auch weil er sie geführt hatte, als in der Stunde der Not die Führung versagte, sammelte nun ein kleines Korps, an dessen Spitze er sich so auszeichnete, daß er bald zum Colonel und zum Befehlshaber eines großen internationalen Ausländerkorps befördert wurde. Er und kein anderer ist der Held des Tabakskopfes, wie er den famosen Tubakopf taufte. Er hat am Zandrivier bis zuletzt ausgehalten und sich durchgeschlagen, als man ihn für verloren hielt. Nach zweimaliger Verwundung fiel er endlich den Engländern in die Hände. Er ist eine der anziehendsten Persönlichkeiten unter den Deutschen, für einen ausgepichten Afrikaner viel zu ehrlich und viel zu deutsch. Im Lager ließ er sich von niemandem an Genügsamkeit und Schlichtheit des äußeren Auftretens übertreffen; sobald aufgefressen war, von niemandem an Schneid; und im Gefecht übertraf er auch den Jüngsten an Schnelligkeit, wenn sprungweise vorgegangen wurde. Er verband Angestüm und Besonnenheit in einer glücklichen Mischung und dazu die Gabe, im Korps einen guten Ton zu wecken und wach zu halten. Studenten und Offiziere fühlten sich bei ihm ebenso wohl wie Schlosser und Fleischer und Kaufleute.

Eine ihm ähnliche Natur ist Bantes, ein Hamburger Patriziersohn, später ostpreussischer Gutsbesitzer. Er hatte schon den kubanischen Krieg mitgemacht und kam Ende Februar nach Südafrika, wo er sich überraschend schnell zurecht fand und einlebte. Mit seinem kleinen, aber erlesenen Kommando hat er manchen kühnen Ritt gewagt, bis ihn leider zu früh eine schwere Verwundung in die Gefangenschaft der Engländer führte. Ein kleines Patrouilleurkommando führte auch der österreichische Freiherr von Goldeck, eine echte rechte Husarennatur. v. Schierstedt hatte ein Kommando, in dem mehrere frühere Offiziere standen, eigens zu dem Zweck ausgerüstet, um Sprengungen vorzunehmen. An Berwegenheit

hat er es nicht fehlen lassen. Schade, daß er nicht die Minen bei Johannesburg hat aufblasen dürfen. Leider waren im Mai des vorigen Jahres noch nicht alle Mitglieder der beiden Burenregierungen zu der Einsicht gelangt, daß die Sympathieen Europas, des großen aufgeklärten, gebildeten Europas nicht einen Pfifferling wert sind. Um diese Sympathieen nicht zu verschmerzen, hat man die Minen geschont. Die Staatsingenieure Mümich und Klemke und der Bürgermeister Krause wissen von dieser Geschichte das beste Lied zu singen. Daß Vertreter auswärtiger Mächte einen gelinden Druck auf die Burenregierungen ausgeübt haben, glaube ich nicht. Sie würden doch sonst später die Gelegenheit gehabt haben, auch den Engländern mit dem Verlust der Sympathie zu drohen. — Hoffentlich nehmen jetzt die Buren keine Rücksicht weiter auf die Nerven Europas, die mit den Goldadern freilich im Zusammenhang stehen.

Radikale Deutsche, unter ihnen der flotte Journalist Seiner vom Grazer Tageblatt, radikale Ungarn und radikale Czechen standen im Korps des Rittmeisters v. Illisch.

Von denjenigen Deutschen, die kein besonderes Kommando führten, ist Leutnant Grothaus öfters rühmlich hervorgetreten. Der frühere Artillerie Sergeant hat sich drüben in einer Weise ausgezeichnet, wie man es nur von einem Offizier erwarten kann.

Als Artillerist berühmt geworden ist auch der frühere Gardekavallerieoffizier Freiherr von Dalwigk. Er war als Vertreter Krupps in die Geheimnisse der Artilleriekunst eingedrungen und mit der Regierung in Verbindung getreten. Gleich anderen soll auch er erlebt haben, daß seine Ratschläge nicht beachtet wurden. Zu Anfang des Krieges erhielt er den stillen Vertrauensposten eines Kommandanten des Johannesburger Forts. Dann wurde er zugleich mit Sarel Cloff vor Masering geschickt, wo er freilich allein nicht gut machen konnte, was andere sündigten. Kein anderer als Baden-Powell hat ihm das Kompliment gemacht, er habe mit seinen kleinen Geschützen den Engländern mehr geschadet als alle anderen zusammen mit ihren großen. Wie er nächtliche Angriffe abwehrt, das werden seine Gegner wohl begriffen haben. Der „rote Teufel“, wie ihn die Engländer benamen, hat ihnen noch recht häufig das Vergnügen, in dicken Kolonnen umherzulaufen oder zu reiten, durch wohlgezielte Schüsse verfallen. Wegen seiner Verdienste avancierte er zum Major der Staatsartillerie und zum Bechtgeneral. Bei Dalmanutha bereitete eine überaus schwere Verwundung der Laufbahn des Tapferen, der niemals den Offizier verleugnet hat, ein zu frühes Ende.

Von den früheren Offizieren, die während des Krieges hinüber-

gingen, ist am bekanntesten v. Brüsenwig. Nach dem Urtheil seiner Kameraden verstand er es am besten, sich schnell in die durchaus anderen Verhältnisse Transvaals und Afrikas hineinzufinden, ohne sich etwas zu vergeben. Er war im besten Sinne des Wortes bei den Pretorianern beliebt. Niemand hat ihn je verletzt, alle betrauerteten ihn, auch solche Leute, die politisch einer Partei zuzählen, die ihn mit wahnsinniger Wuth verfolgt hat nur deshalb, weil er dem Offiziersstande angehörte. Zusammen mit ihm fiel der Minendirektor Schmitz-Dumont, der seine gute Lebensstellung aufgegeben hatte, um als gewöhnlicher Freiwilliger für die gute Sache zu fechten. Den warmen Nachruf, den ihm seine Kameraden in der „Volksstem“ gewidmet haben, verdient er als Mensch und als Kämpfer in gleichem Maße.

In einem Gefecht unter Hauptmann Lorenz, kämpften und fielen die Leutnants Baron v. Brachelt und Günther. v. Brachelt konnte durch kein Zureden und Zurufen bewogen werden, sich besser zu decken. Der furor teutonicus, der gegen Lebensgefahren blind macht, machte ihn zur Zielscheibe der englischen Schützen, über die er spottete. Unsere alte Sage, die berichtet, daß unsere Vorfahren den grimmen Tod auslachten, ist doch keine Lüge. — Günther war zusammen mit dem früheren Fahnenjunker Baumgarten bis auf 30 Schritt an die feindliche Linie hinangedrungen. Als sein Gewehr durch eine Kugel unbrauchbar wurde, warf er es zornig den englischen Schützen zu. Dann nahm er das Gewehr des schwerverwundeten Baumgarten und schloß sich mit den Gegnern herum, bis ihn eine Kugel niederstreckte. Wenn unsere Subaltern-Offiziere einst so ihre Pflicht thun wie diese Beiden, dann mögen die Slaven nur mal einen Holmgang mit uns wagen; die Engländer wagen ihn nicht.

Von den Schielschen Offizieren ging Hauptmann Weiß später vor Maseking. Ebenso ruhig und kaltblütig wie bei Glandslaagte, führte er einen Sturm auf die belagerte Festung aus, wurde aber nicht unterstützt, nachdem er seine Aufgabe durchgeführt hatte, und wurde gefangen genommen.

Gefangenschaft war auch das Los des Obersten a. D. v. Braun. Der Staatssekretär des Auswärtigen hat sein Verfahren im Reichstage scharf beleuchtet. Indessen liegt doch eine Erklärung seines Versuches sich den Engländern zu entwinden, sehr nahe. Oberst Braun war die Ostküste Afrikas entlang gefahren. Er hatte an der grünen Küste Witus und an den belebten Straßen Sausibars Studien machen können, wie die Engländer uns im Großen übers Ohr hauen. Was Wunder, wenn er im Kleinen Revanche zu nehmen versuchte! Nebenbei gesagt, auch dafür,

daß die deutschen Kriegsgefangenen auf Ceylon sich an unseren Konsul gewandt haben, giebt es ein Seitenstück. Die englischen Kriegsgefangenen in Pretoria, die es gar nicht schlecht hatten, haben sich bei einer ähnlichen Gelegenheit an den amerikanischen Konsul gewandt, und dieser Konsul ist sehr stürmisch für die Beschwerdeführer eingetreten. — Im Übrigen hat Oberst Braun öfter als einmal sein Leben für die gute Sache in die Schanze geschlagen.

Soll ich die Kriegskameraden meiner Korporalschaft schildern, so muß ich sagen, daß wir ganz anders als Leute hier zu Lande aus- sahen; denn das Schielsche Korps bestand ja zum größten Teile aus Afrikanern und nicht aus Neulingen. In meiner Korporalschaft war ich der einzige, der frisch hinübergewandert war, und mit 31 Jahren unter 15 Leuten der Drittgüngste. Der Älteste, N., seines Zeichens Maler, hatte schon 1870 in der Brigade Wedel mitgekocht. Auch der Zweitälteste, B., ein Hotelwirt aus Johannesburg, hatte schon 53 Jahre auf dem Rücken und in den Beinen. Der Dritte, F., war Sohn eines deutschen Konsuls und einer Brasilianerin, hatte in Deutschland das Gymnasium absolviert und bei der Artillerie gedient, hatte dann in England als Kaufmann gelernt und war in Portugal, in Süd- amerika und endlich in Südafrika thätig gewesen. Trotz allem, was er erlebt hatte, war dieser Mann durch und durch deutsch und — ehrlich geblieben. Er stand im Felde seinen Mann, bis er schwer verwundet wurde. Eine entsprechende Laufbahn hatte der Vierte, B., hinter sich, der im Frieden Maschineningenieur war und im Kriege als Stabstrompeter fungierte. In dem Fünften, M., ursprünglich Barbier und später Restaurateur, lebte zuweilen der Jägerunteroffizier wieder auf, den er an den Nagel gehängt hatte, als er in einem Jahre etwas mehr als 6 Wochen Arrest gehabt hatte. Und so könnte ich weiter schildern. Die meisten hatten außer Afrika auch schon Amerika oder Australien oder Beides gesehen, kannten englische Kolonien, englische Sprache und Sitte und hatten Engländer zu Freunden. Zwei Leute in meiner Korporalschaft waren mit Engländerinnen verheiratet. Den Beruf hatte jeder schon mehrere Male gewechselt, wie oft, das konnte kaum einer gleich sagen. Er mußte erst ausrechnen. Daß einer nacheinander Bierkutscher, Buch- halter, Matrose, Plantagenaufseher, Eisenbahnbeamter, Kellner, Maler- gehülfe, Buchbinder, reicher Mann, blutarmer Schlucker, Polizeimann und wieder etwas anderes gewesen war, war nichts Auffallendes. Jeder war eigentlich ein kleiner Schiel. Nun, ich habe meine Kameraden, so verschieden sie waren, ohne Unterschied gern gehabt, auch den wohl- meinenden, überlegenden Felix St., den trefflichen R., der mir das

Mantelauffschnallen gezeigt hat und dann Dich, den Jüngsten, den Schweizer K., der mich öfter als einmal aus seinem Kochgeschirr gespeist hat — auch Dich, ehrlicher F., dem das Gericht übel mitgespielt hat, weil Du herrenlose Pferde nicht ohne Herren lassen wolltest. Ein guter Kamerad warst Du doch, und als tapferer Mann bist Du verwundet worden.

In unserem Kommando warza drei Leute, die in Ostafrika gewesen waren, der eine als Landmesser, der andere als Goldsucher und der dritte als Kasinowirt Lieberts und al/ Farmer. Ich glaube Euch trotz allen gelehrten Leuten, daß sich arß Ostafrika viel machen läßt. Dann hatten wir einen französischen Chasseur, der Algier genau kannte: einen wirklichen Mexikaner, der alles riskierte, und noch andere Leute, die das Studium eines Wirklichkeitsmalers oder eines Wirklichkeitspoeten sicher gelohnt hätten. Es fehlten auch nicht ein Paar bedenkliche Gestalten, indessen die soll es ja auch in europäischen Kompagnieen geben. Wenn auch dieser oder jener keine Taille für die sprichwörtliche weiße Weste hatte, so waren wir doch insgesamt unternehmende Kerls, mit denen sich alles machen ließ.

Sehr ungleich geartet waren die Freiwilligen, die erst während des Krieges hinübergingen. Es gab zweifellose Hochstapler darunter, harmlose, die man bald erkennt, und gewissenlose, auf die man immer hineinfällt; selbst Menschen, die man als Spione beobachtete, fehlten nicht. Dann gab es auch wohl diesen oder jenen, der sich goldene Berge als Kriegslohn versprach. Im Großen und Ganzen aber waren die Transvaalfahrer durchaus ehrenhafte Menschen, die irgend ein klingendes Interesse nicht wahrnehmen wollten. Es mag ja sein, daß manchen Studenten das Examenfieber hinübergetrieben, daß diesen oder jenen Offizier die Langeweile des Ererzierplatzes angeödet hat. Nun, Kanonenfieber haben sie jedenfalls nicht gehabt, und im Felddienst haben sie nicht schlecht abgeschnitten. Da war ein Ackerknecht, der seine Ersparnisse drangesetzt hatte, um mal Krieg zu führen. Da war ein biederer Tischlergeselle, der treuherzig erklärte: „Ja, sehen Sie, mit Platzpatronen habe ich oft genug beim Militär schießen müssen. Nun will ich auch mal Ernst machen.“ — Warum gehen Sie denn nicht zu den Engländern?“ — „Ich bitte Sie, ich gehe doch allemal zu den Buren.“ Ein Dritter glaubte eine unverhoffte Erbschaft nicht besser ausnutzen zu können, als wenn er seine Vorliebe für die Jägerei da ausübte, wo guter Wille und feste Nerven als bester Jagdschein gelten. Es wird kaum einen unter uns gegeben haben, der nicht mit mehreren Hunderten oder Tausenden die Lust am Fahren und Fechten bezahlt

hatte. Eine Menge Leute aus den verschiedensten Ständen habe ich kennen gelernt, für die die Bezeichnung Idealisten wahrhaftig keine leere Schmeichelei wäre. Sie und auch ich würden sich aber solche Titel verbitten. „Internationale Kaufbolde“ hat uns eine englische Zeitung genannt. Wir quittieren dankend. Im Saufen und im Laufen war uns Tommy über, im Kaufen — die Engländer meinen natürlich: im Schießen — waren wir Tommy über.

Wozu, weshalb und warum habt Ihr gefochten? Wieviel habt Ihr bekommen? Was hat Euch die Reise gekostet? hört man immer wieder fragen. „Gott, heißt das nicht getrieben die Immoralität auf die Spitze, wenn der Mann geht aus Brot und Stellung, bloß um zu kämpfen im Krieg? lautet wörtlich die Be- oder Beurteilung meines Busenfreundes. Nun, „bloß zu kämpfen“ ist schon etwas wert. Das Konzert von Lyddits, Schrapnels und Gewehrflugeln, das uns John Bull gratis zum Besten gab, kann sich selbst der Millionär nicht in der Philharmonie leisten, auch wenn er noch gute Worte dazulegt.

Nach hohen oder höheren oder höchsten Kränzen hungerten wir ganz und gar nicht; auch bunte Bänder verursachten uns keine Augenschmerzen. Wenn das nötige Zubrot vorhanden war, konnte man sich schon an der Gewißheit, für eine gute Sache zu kämpfen, sättigen. Wenn auch „der Politiker kein Sittenrichter“ ist, wie wir seit des Alten Frixen geist- und gemütvollen Darlegungen wissen, so hat der einzelne Mensch doch das Recht und die Pflicht zugleich, Recht über Gewalt zu stellen. Unsere Sympathie gehört und gehörte nicht den Rechtschändern und Golddieben von Engländern, sondern den stammverwandten Buren. Auch die Freischärler, die 1848 nach Schleswig-Holstein ohne oder gegen den Willen der Regierenden zogen, haben sich um stammverwandte Brüder bekümmert, die man damals für „fremde Kastanien“ hielt. Vielleicht — — Aber sagen wir einfach ons kan wacht (Wir können warten.)

Allerdings, um die Wahrheit zu sagen, so ganz uneingeschränkt verdienen wir den schönen Lobspruch, daß wir für andere die Kastanien aus dem Feuer geholt haben, nicht. Es gab und giebt noch heute Kezer, die in dem Kriegsfeuer drüben eine Kastanie rösten sahen, auf der geschrieben steht: Deutsch-Südwestafrika; und eine andere mit der Aufschrift: Deutsch-Ostafrika; oder eine dritte betitelt: Samoa; oder eine vierte genannt: Zukunft der deutschen Sprache (vgl. Hübbe-Schleiden); und so weiter. Einige von uns, nicht alle, haben von solchen g gesprochen. Nicht alle Kastanien, die das Kolonialamt und das Auswärtige Amt pflücken werden, konnten wir in der Beschränktheit unserer Einsicht benennen,

aber unser dunkler Instinkt flüsterte uns zu, daß „Gegen England“ gleichbedeutend sei mit „Für das deutsche Volk.“ Ich verbitte mir die Unterstellung, als wenn ich dem einzelnen Tommy gram wäre. Im Gegenteil ich erkenne gern an, daß er nicht bloß so anständig war, vorbeizuschießen, sondern daß er auch sonst gar kein übler Kerl ist.

Ich wiederhole noch einmal, daß von den Johannesburgern Deutschen, die schon längere Zeit drüben waren, die meisten lieber englisch sprachen als holländisch, daß sie lieber in englischen als in deutschen Kolonien leben wollten, daß sie englische Freunde, manche sogar Engländerinnen zu Frauen hatten, und daß sie den einzelnen Engländer ganz und gar nicht haßten. Wenn diese Leute, die ein Leben der Irrfahrten hinter sich hatten und alles andere eher als sentimental waren, die Waffen aufnahmen und ihr eigenes Geld dazulegte, so dachten sie sehr realistisch, um dies beliebte Wort zu gebrauchen. Sie wollten aus Johannesburg kein Kimberley machen lassen, und sie wollten nicht das englische Kapital, zu dem sie auch Zeit, Philipps und andere rechneten, zum Könige über Transvaal ausrufen. Obgleich sie zum Teil Rhodesia und Rhodes genauer als bloß vom flüchtigen Ansehen kannten, so wollten sie doch lieber unter Bauernherrschaft sterben als unter englischem Joche verderben. Die Leute, die in Kimberley gelebt hatten, wußten zu gut, daß Rhodes und Compoundsystem und Niggerarbeit gleichbedeutend sind, und daß der einzelne deutsche Mann von dem Siege Chamberlains alles zu fürchten und nichts zu hoffen hat. — Kluge Leute sagen ja anders. — Es ist nur verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wenn man ein Haus, unter dessen Dache man als Gast gewohnt hat, gegen Brandstifter und Einbrecher verteidigt.

Aber seid Ihr während des Kampfes in Euren Erwartungen nicht getäuscht? Haben Euch die Buren schlecht behandelt? bin ich von Kritikern gefragt worden. Obgleich ich selbst durchaus zufrieden zurückgekehrt bin, habe ich mich doch erst bei einigen Freunden erkundigt, ehe ich rundweg schreibe: Mir und meinen Freunden hat man keine Versprechungen gemacht, hat man also auch keine Versprechungen brechen können. Einen Dank „einzufassieren“, wie unser Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sagt, gedachten wir wahrhaftig nicht. Es mögen wohl manche Leute enttäuscht wiedergekommen sein. Mir wurde ein sehr liebenswürdiger Mensch bitterböse, als ich ihm noch vor der Landung auseinandersetzte, daß die Südafrikanische Republik weder Orden noch Ehrenzeichen kenne, und daß sie von all den schönen Goldgruben kaum ein Behälter besitze. Fünf Minuten lang zürnte mir der lebenswürdige Mensch, und dann schimpfte er mindestens fünfzehn Minuten

lang auf die schlechten Bauern. Warum? Weil er sich nicht vorher erkundigt hatte, ob die Bauern Orden und Goldgruben haben. Die schlechten Bauern!

Schlecht aufgenommen sollen wir sein. Von den Reisenden des Herzogs wird sich keiner über schlechte Aufnahme beklagen können. Freilich bekamen wir im Hotel schon keine Getränke mehr frei, weil einer unserer Vorläufer zu große Quantitäten gebraucht hatte, um seinen brennenden Schlächtendurst zu löschen. Wohl möglich, daß unsere Nachläufer noch etwas trockener aufgenommen sind.

Enttäuschte Gesichter habe ich trotz der offenen Arme, die sich uns entgegenstreckten, schon am ersten Tage gesehen. In der Morgenstunde des 13. Januars wurden wir bei Reitz vorgelassen. Wie wir in das Audienzzimmer hinein wollten, sagte einer der Deutschen abweisend: „Aber nur die Herren Offiziere sollen doch eintreten!“ Inzwischen, da er ja keinen Zimmerschlüssel hatte, gingen wir alle hinein. Reitz strahlte auf dem ganzen Gesichte. Leute, die das bei einem Staatsmann unpassend finden, mögen bedenken, daß er nebenbei auch Bauer und Dichter ist. Herzlich hieß er uns willkommen. Wir sollten irgend ein Schriftstück unterschreiben, als derselbe Mann, der vorher hatte freiwillig Ordnanz spielen wollen, einwarf: „Wir müssen doch erst wissen, in welcher Stellung wir verwendet werden sollen. Ich kann doch nicht als Gemeiner gehen.“ Reitz verstand ihn nicht und fragte, indem er die Gebärde des Anschlagens machte, ob er schießen könne. Nachdem er begriffen hatte, was eine Stellung sei, wurde sein Gesicht sehr lang. Unsere Gesichter wurden rot vor Ärger. Ein treuer österreichischer Waffenbruder machte dem widerlichen Austritt ein Ende, indem er in dem Tone Wolffs klar machte, daß wir nicht um der Stellung halber sondern zum Fechten über das Wasser gekommen seien. Sehr grob sprach er, aber sehr gut.

Und die Behandlung im Lager! Man kann die deutschen Kombattanten — denn auch andere Transvaalfahrer hatten wir bei uns — in drei Kategorien teilen. Ein Teil von uns ging zu den Stäben, wo nicht alle Befriedigung fanden. Daß Foubert den deutschen Offizieren nicht allzuweit entgegengekommen ist, glaube ich wohl. Ander Generale verhielten sich gerade umgekehrt. Der brave alte Schoemann hat seinen deutschen Stab sicher nicht schlecht behandelt. Überhaupt mußte man sich bei Colesberg ordentlich in Acht nehmen, um nicht als „Feldleutnant“ sofort eingefangen und in irgend ein Stabszelt geschleppt zu werden. War doch Hoopskommandant Pr. ganz betrübt, daß er keinen Schüler Mollkes abbekommen hatte. Wer von den in den

Stäben befindlichen Leuten Augen und Ohren hatte, der konnte wahrhaftig genug sehen und hören.

Audere gingen zu den Ausländerkorps, selbstverständlich als Gemeine. Gewiß sieht der Tourist von der hohen Warte aus weiter als der Mann, der hinter dem Pfluge hergeht. Aber in den Boden und in die Leute hinein sieht der Pflugmann und nicht der Tourist. So war es auch dort. Das Postenstehen oder eigentlich -liegen machte nicht immer Spaß, zumal in den ersten Monaten des Krieges die Hauptlast auf den Schultern weniger lag, die sich für andere mitquälten. Aber dafür durfte man manches mitmachen, was die Stäbe nicht erleben: Hungern, Dursten, Schanzen aufwerfen — harte Arbeit, Futterholen ohne Befehl, Käjonnieren über Befehle und noch vieles Andere. Ich dachte, ich sollte meinen Ohren nicht trauen, als unser Trompeter zum Sammeln blies — was sonst nicht Mode war — und nun das ganze Korps korporalschaftsweise — centurienweise hätte ich fast geschrieen — zusammentrat, um zu beraten und den Kommandanten zu kritisieren. Beispielsweise hat ein deutsches Kommando seinen allzumilden Kommandanten veranlaßt — um unsere kräftigen Redensarten im Altenstil zu umschreiben — Strafen zu verhängen. Kommandieren gilt in Europa als Hochgenuß; für die Verhältnisse der Ausländerkorps ziehe ich den Genuß, über den Kommandanten herzuziehen, unbedingt vor.

Am geschicktesten thaten die, die weder zu den Stäben noch zu den Ausländerkorps gingen sondern zu den Bauernkommandos, unter die sie sich einzeln oder korporalschaftsweise verteilten. „Mit offenen Armen“, wie mein bester Freund sagt, wurden wir aufgenommen. Die wenigen Tage, die ich, abgeschnitten vom deutschen Korps, bei Bauernkommandos verbrachte, waren in jeder Hinsicht die schönsten. Nicht nur, daß der „deutsche Mensch“ sicher nicht das schlechteste Stück Fleisch und den wenigsten Zucker bekam, er bekam auch von jedem Bauern Unterstützung in tausend Kleinigkeiten und genoß bei jedem den nötigen Respekt. Was der deutsche Mann leisten kann, das wußten die Bauern besser als unsere Bureaukraten am grünen Tische. Das Vertrauen zu uns haben die Bauern nie verloren, trotz trauriger Erfahrungen, die sie an einigen Maulhelden und Hochstaplern machten.

Traurige Erfahrungen sollen aber auch die Deutschen gemacht haben! Besonders wirft man den Bauern Schmutzigkeit, Pferdestehlen und harte Behandlung der Kaffern vor. Nun, wenn der Leser, der doch sicher mit Manschetten und weißem Kragen ausgerüstet ist, sechs Wochen lang nicht unter Dach und Fach kommt, nicht immer Wasser zum Waschen und selten Gelegenheit, die Kleider zu wechseln, findet, dann

steht er sicher seinem Ideale eines Räuberhauptmannes ähnlicher als dem eines sauberen Gentlemans. Eine patentierte Badewanne kann ich nicht ohne Mühe am Sattel mitführen.

Wenn eine Frau, die aus idealer Gesinnung verwundete Buren pflegt, über dem Pferdehals die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, so nehme ich ihr das nicht übel. Wenn aber Männer, die bei unserer Kavallerie gebient haben, sich geberden, als wollten sie bei derartigen Vorkommnissen in Ohnmacht fallen, so nenne ich das einfach Gethue und Heuchelei. Kennst Du die Geographie Litthauens? Weißt Du nicht, daß zu unserer Großväter Zeiten auch Pferde gestohlen wurden? Weißt Du nicht, daß man auch bei unseren berittenen Waffen gern Sachen eintauscht? Wenn Husar A. dem Dragoner B. nicht das bessere Pferd stiehlt, so sind die Gründe dafür nicht in irgend einem Paragraphen der Ethik zu suchen. Und endlich: Leute, die ein Pferd nicht umjagten, wenn es ihnen nachlief, gab es unter uns Ausländern mehr als unter den Bauern. Auch unter den Deutschen gab es eine recht beträchtliche Anzahl Pferdediebe von Beruf. Solchen Leuten, die sich auf irgend eine Weise ein Pferd verschafften, nur weil das ihrige unbrauchbar geworden war, will ich ganz und gar keinen Vorwurf machen. Man muß sich eben zu helfen wissen.

Endlich die Kaffernbehandlung! Es war in den Tagen, als der Einzug der Engländer in Johannesburg bevorstand. „Nun werden die Engländer den Paßzwang für die Kaffern abschaffen,“ sagte bekümmert unsere katholische Krankenschwester. „Warum soll der Kaffer einen teuren Paß bezahlen, da doch der weiße Mann überhaupt keinen Paß braucht?“ erwiderte ich. — „Das Geld für den Paß ist die Steuer, die der schwarze Mann entrichtet.“ — „Aber, Schwester, die Buren zahlen gar keine Steuern; warum sollen die armen Kaffern sich abarbeiten, um Abgaben zu entrichten?“ — „Weil sie sonst überhaupt nicht arbeiten.“ — „Aber hier in den Minen bei Johannesburg giebt es doch Tausende von Kaffern, die das Arbeiten gelernt haben.“ — „Die werden dann ihr Geld in Schnaps vertrinken und schlechte Menschen werden.“ — „Und jetzt?“ — „Die Buren haben bei sehr hoher Strafe verboten, an Kaffern Schnaps zu verkaufen.“ — „Aber die weißen Leute, Schwester“ — — „Ach was,“ unterbrach mich meine Pflegerin, „Weiße und Farbige darf man nicht mit gleichem Maße messen. Übrigens sollen Sie nicht immer so viel fragen. Sie bekommen gleich wieder Fieber.“ — Ich bin meiner Krankenschwester dankbar für die Lektion, die mir eine wertvolle Ergänzung bildet zu den Reichstagsreden eines deutschen Großredners, der unter anderen heiligsten Kulturgütern zuweilen auch Schnaps

und zuweilen auch englische Soldaten nach der Walfischbai verfrachtet. Sicher läßt sich die Krankenschwester, die um der Ungleichheit willen den Kaffern den Alkoholgenuß versagen wollte, von keinem Schnaps-Exporteur an christlichem Erbarmen übertreffen. Mit guten Absichten allein kann man keine Kaffern beherrschen, nicht einmal die Polen. Da lobe ich mir doch die strenge und dennoch gerechte Behandlung, wie sie die Bauern den Kaffern gegenüber anwenden. Die Kaffern haben das Bauerndeutsch gelernt, unsere Postbeamten lernen augenblicklich polnisch. Die beste Gewähr für das Verfahren der Bauern ist das ruhige Verhalten der Kaffern im gegenwärtigen Kriege. Sie haben Respekt vor ihren Herren.

Die Phrase von den „gleichen Rechten“ aller Menschen ist auf Dummheit und Hochmut berechnet; bestenfalls entstammt sie einem falschen Idealismus. Auch einen falschen militärischen Idealismus, der alle Menschen an dem Maßstabe derselben preussischen Initiative messen will, giebt es. Eine Kleinigkeit wäre es, die Fehler der Buren aus ihrer früheren Kriegsführung zu erklären. Wenn beispielsweise am Blutrivier 1838 die 400 Trecker gegen die 10 000 Zulus gemäß dem — für unsere europäischen Verhältnisse ganz ausgezeichneten — preussischen Exerzierreglement des Jahres 1838 vorgegangen wären, so hätten sie als Helden gekämpft und wären als Helden bis auf den letzten Mann gefallen. Sie hätten mit dieser Heldenthat eine große Dummheit begangen, zumal sie weder ein delphisches Orakel hinter sich, noch einen Herodot vor sich hatten wie die Dreihundert unter Leonidas. Sie mußten gegen die Kaffern, die sie garnicht zu vernichten trachteten, eine ganz andere Kriegsweise beobachten, die sich durchaus bewährte, aber natürlich im jetzigen Kriege versagte.

Wer sich als Deutscher im allgemeinen oder als Soldat im besonderen vollkommener vorfam, als der Bauer, der erlebte im Feldlager doch die Stunde, die ihn bescheiden machte. „Neffe, habt Ihr nicht gelernt, Euch selbst Stiefel zu machen?“ fragte mich ein alter Bauer, der meine zerrissene Fußbekleidung betrachtete. „30 Jahr alt und sich keine Stiefel machen können!“ Mit Recht schüttelte der alte Mann sein graues Haupt. Gern hätte ich gegen seine Fertigkeit einige Vokabeln nebst Jahreszahlen eingetauscht.

Der schlimmste Vorwurf, den man den Bauern und merkwürdiger Weise den deutschen Freiwilligen macht, lautet dahin, daß man in Transvaal vom Alldeutschtum und Niederdeutschtum nichts wissen wolle. Da muß ich die südafrikanischen Bauern doch in Schutz nehmen. Auch hier zu Lande weiß der Bauer selten etwas vom Niederdeutschtum zu

Jagen. Und über Alldeutschtum sollen selbst hochgebildete und hochstehende Leute noch recht wenig nachgedacht haben. Indessen unsere Ärzte, die die Verwundeten verbanden, unsere Schwestern, die die Kranken pflegten, wir Freiwilligen, die wir mit den Bauern kämpften, und unsere Hilfskomitees, die die hungernden Frauen und Kinder speisten, waren sprechende Beweise der Stammesbruderschaft. Und wenn uns die Bauern fragten, warum wir über das Wasser gefahren wären, oder wie es bei uns zu Hause aussähe, da haben wir ihnen die Sache klar gemacht, ohne uns über Lautverschiebung oder über die Einrichtung eines preussischen Landratsamtes zu verbreiten.

Gewiß war es uns höchst uninteressant und unverständlich, wenn sich unsere Waffengefährten darüber stritten, ob man nur Psalmen oder auch Choräle singen dürfe, und ob Alkoholenuß unbedingt für Sünde zu erachten oder ob er in geringen Quantitäten erlaubt sei. Ebenso verwundert wird der Kommandant gewesen sein, der zwei Deutsche über Hartmannsche Philosophie disputieren hörte. Das Psalmsingen machten wir Deutsche nicht mit, und die Bauern nicht das Kartespielen. Unserem ganzen Bildungsgange nach, unseren Anschauungen und unserem Fühlen nach waren wir verschieden, vielleicht ebenso verschieden wie der große Friedrich und seine bibelsesten Grenadiere, die auch noch nicht hochdeutsch sprachen. Gegensätze schafft man nicht weg, indem man sie weglügt. Der Bauer ist ein anderer Mensch als ich. Er holt seine Kraft allein aus der Erde, die er beherrscht, und aus dem Himmel, zu dessen Herren er seine Hände emporhebt; der moderne Mensch schöpft seine Lebensauffassung aus mehr und sehr verschiedenen Quellen. Da klappt eine Kluft ebenso breit wie die zwischen dem Freunde Voltaires und seinen Unterthanen. Das Wort des Zweiflers: „Mein Gott, welche Kraft liegt doch in dieser Religion!“ fiel mir ein, als ich sah, wie die Bauern eine Unglücksbotschaft dadurch beantworteten, daß sie zusammentraten und entblößten Hauptes einen Bußpsalm anstimmten. Und dann hielt ein Bauer, auf die Büchse gestützt, eine Rede — oder besser gesagt eine Predigt — über das Gold. Nachmachen kann man so etwas nicht ohne Weiteres; denn heucheln sollen wir nicht. Aber Herzensroheit und Verstocktheit verrät es, wenn man von oben herab aburteilen will. Steigt lieber hinunter! Der französisch gebildete Philosoph auf dem Königsthronen hat es nicht verschmäht, hinabzusteigen und mit seinen Bauern im Bauerndeutsch zu sprechen, zu scherzen und — zu denken. Mühe und Arbeit des täglichen Lebens und besonders des Kriegslebens schlagen immer noch eine Brücke zwischen den härtesten Gegensätzen. Unter sehr verschiedener Hülle kommt dann doch derselbe Kern zum

Vorschein. Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Reich und Arm kennen sich mit einem Male als Brüder wieder. Brüder? Nun, wenn der große König ungeachtet Philosophie und Poesie seine Burjchen mit „Kinder“ anredete, so braucht sich auch kein deutscher Student oder Architekt zu schämen, der von seinem südafrikanischen Waffengefährten Bruder angeredet wurde. Ich habe auch in unseren höheren Ständen mehr als einen Menschen kennen gelernt, von dem ich mir die Anrede „Bruder“ nicht gefallen lassen würde.

Hoch- und Niederdeutsch erkannte sich nicht bloß an derselben feinen oder groben Sprache, sondern besser noch an den Thaten. Und wir achteten uns auch gegenseitig. In einer heißen Mittagsstunde lag ich abseits einer Korneljschaft, die abgessen war und Kaffee kochte. Was hatte ich nötig, um einen Schluck Kaffee zu betteln! Lieber will ich durften. Da winkte und rief der bejahrte Kornet selbst: „Kommt hier sitzen und Kaffee trinken, Nefse! Ihr sollt nicht zu Hause erzählen, daß Ihr bloß mit uns zusammen gefochten habt. Ihr sollt auch mit uns Kaffee trinken.“ — Seine „Wünsche und seine Gebete“ schickte er mit uns für unseren deutschen Kaiser zum Himmel, die Botschaft sandte uns unser General zu Kaisers Geburtstag ins Lager. Wenn die Leute in weichen Kleidern, so in der Könige Häuser wohnen, schweigen, dann werden die Männer in Bauernkleidern reden. Thaten, die wir sahen, und rotes Blut überzeugten uns von der Stammesbruderschaft. Blut ist ehrlicher als die Tinte der Diplomaten. Nicht bloß die unstrittene Stammesbruderschaft und das verlachte Alldeutschtum haben ihre Probe bestanden, auch

Unser Deutschbewußtsein

ist drüben gestärkt worden. Es redete zu uns nicht bloß aus den schwarz-weiß-roten Fahnen, aus den deutschen Kirchen und Schulen und aus den Liedern, die wir so oft hörten; es redete auch aus den meisten deutschen Menschen. Ich denke da an den treuherzigen Zigarrenfabrikanten, der meine Sachen während des Krieges aufbewahrte, an den biedereren Schuhmachermeister, der mich zum Mittagessen einlud, an einen evangelischen Pastor, an einen Baptistenprediger und an die katholischen Schwestern, an einen Schuldirektor, an einen Arzt usw. Sie waren alle gut deutsch und antienglisch, wahrhaftig nicht bloß um der reinen Moralphilosophie willen und von der Bierbank her.

Wie mancher, der jahrelang zwischen Fremden gegessen hatte, wurde erst durch den Krieg wieder an sein Volkstum erinnert. Schickte uns da eine deutsche Farmersfrau aus dem Freistaate Kuchen zum

Christfesten in's Lager. Ihr Mann stehe im Felde bei einem Bauernkommando, so schrieb sie, der habe sicher Kuchen. Da sie aber von dem deutschen Korps in den Zeitungen lese und vermute, daß wir ohne Kuchen Weihnachten feierten, so habe sie welchen für uns gebacken. Der Kuchen kam mit Verspätung an, kam auch nur zur Hälfte an, aber wir hatten alle 120—130 Mann einige tüchtige Mahlzeiten daran. Wie mag es dieser Frau, deren Name nicht bekannt geworden ist, jetzt gehen? Ob ihr Mann noch im Felde steht, ob ihre Farm nicht verbrannt ist, ob sie nicht hungert, ob sie von einem deutschen Komitee unterstützt wird?

Während ich mich einmal auf der Station Bentersburg mit einem Bauern unterhielt, stand ein Mann daneben, der anscheinend mitreden wollte und doch nicht den Mut dazu finden konnte. Endlich sagte er, er wolle mit mir reden, weil er höre, daß ich aus Deutschland gekommen sei. Er könne aber kein gutes Deutsch mehr sprechen, weil er schon seit dem 12. Jahre auf dem Buschfelde wohne. Als ihn sein Deutsch thatsächlich bald im Stiche ließ, ging er zum Ochsenwagen und holte mir eine große saftige Weintraube. Er wollte mir sein Deutschtum zeigen. Wessen Herz schläge nicht höher, wenn er überall Deutsche als selbstlose Helfer thätig sieht, wenn er deutsche Ärzte und Schwestern die Verwundeten pflegen, deutsche Freiwillige — Arbeiter, Kaufleute, Offiziere und Studenten — Schulter an Schulter mit den Bauern kämpfen sieht, und wenn er nach dem deutschen Vaterlande und dem deutschen Kaiser gefragt wird. Und wie haben unsere Landsleute gekämpft!

Es war in der letzten Nachmittagsstunde des 24. Februars. Das letzte große Gefecht im Kaplande neigte sich seinem Ende zu. Eine kleine deutsche Abteilung hielt ein Kopje auf dem linken Flügel, den Schlüssel der Stellung General Groblers, besetzt. Den Befehl, den Berg bis zum äußersten zu halten, hatten die Deutschen getreulich befolgt. Fast ein Drittel von ihnen war tot oder schwer verwundet. Endlich schienen die englischen Kanonen verstummen zu wollen. Von Hunger, Durst und Hitze gequält, reckten wir unsere Glieder, steif von Ermattung. Wieder zischten einige Lyddits über uns hinweg. Da kam Nachricht, daß vor uns in einer Mulde eine überlegene englische Abteilung unter einem Major auf den Augenblick lauere, da wir unsere Stellung verlassen würden. „Ja, Leute, was meint Ihr?“ sagte Kommandant Brall. „Stürmen!“ „Aber wir müssen über die Flachte, und wir sind in der Minderzahl.“ „Das ist gleich. Da, da wollen die Bauern schon angreifen. Wir werden uns doch von denen nichts vormachen lassen.“ „Na, wenn Ihr meint, dann vorwärts!“ Leider

zogen in diesem Augenblick die Engländer, denen die Ohren klingen mochten, ab. Wir hätten sie aus ihren Böchern hinausgeworfen, natürlich nicht ohne Verluste. Und solcher Geist lebte in Leuten, die einen ganzen Tag gehungert, gedurstet und im Artilleriefeuer gelegen hatten.

Einige Tage später befanden wir uns auf dem Rückzuge aus dem Kaplande. Während der größere Teil des Korps unter Feldkornet Klaus (später in der Gefangenschaft verstorben) mit den Wagen vorausging, blieb eine kleine berittene Abteilung unter einem gewählten Kommandant-Stellvertreter zurück, um den Abzug zu decken. Die Lage wurde bedenklich, Befehle blieben aus, die Leute verlangten Abzug. Nachdem der Kommandant-Stellvertreter selbst noch einmal rekognosziert hatte, gab er endlich auf eigene Faust Befehl zum Abreiten. Aber nun mußte wieder gewartet werden, weil zwei Leute auf Pferdesuche aus waren. Endlich saßen wir im Sattel. Da erscholl Kanonendonner. Und was sagten nun dieselben Leute, die vorher über das lange Warten gemurrt und geschimpft hatten? „Kommandant, jetzt dürfen wir nicht wegreiten. Wir müssen ins Gefecht, sobald es sich hier herzieht.“ Wir blieben. In solchen Augenblicken vergiebt man siebenzigmal dem Kameraden, gegen den man etwas auf dem Herzen hat. Nur um der Wahrheit willen füge ich hinzu, daß jeder Freiwillige, auch der ärmste, Geldopfer gebracht hat, daß viele unter uns schon verheiratet waren, und daß nicht bloß junge Burschen sondern auch Familienväter gefallen sind. Und das will noch mehr sagen als bei uns, da Transvaal noch keinen Invalidenfond besitzt.

Wer ruhig und nüchtern unsere deutschen Freiwilligen mit den englischen Tommies, die ich gar nicht verdammen mag, verglich, der konnte nicht anders als von ruhigem Stolze erfüllt werden. Ich denke da an einen von den Studenten, die ich drüben reiten und fechten sah. Wenn er auf Pferdekommmando ging, so nahm er nicht unter drei Bücher in der Satteltasche mit. Jetzt konnte er, den „Kaufmann von Benedig“ in der Linken, mit der Rechten seinem Moriz den Futterbeutel vorhalten; dann machte er auch mal gern ein Schießen mit, um, unmittelbar nachdem sein Gegner verschwunden war, seinen geliebten Byron vorzukriegen und die nächste Klippe als Lesepult zu benutzen. Gefahren und Entbehrungen schien er als eine ebenso natürliche Zugabe zum Kriege zu betrachten wie die Fidelitas zum Kolleg. Gewundert hat er sich wohl nur einmal, nämlich als der Burengeneral in den Paß hineinschrieb, daß er für seine Kriegsgefährten stets „ein leuchtendes Vorbild“ gewesen sei. Das hatte er selber nicht geahnt. Mir erschien dieser

mein liebster Kamerad, der zehn Jahr jünger war als ich, wie der leibhaftige Sankt Michel, der gar nicht weiß, daß er die Pickelhaube unter dem Hute trägt. Wenn Du mal aufwachst, Michel, wenn Du mal Weltpolitik treibst, dann werden sie Dich fürchten lernen. Besinn' Dich, Michael!

Ich füge hier einen am 10. März 1900 geschriebenen Brief ein, den ich damals nicht absenden konnte und mir so erhalten habe.

„Hungrig, durstig und dreckig dazu klimmen wir heute Morgen um $1\frac{1}{2}$ Uhr aus dem Eisenbahnwagen, der uns in 3 Tagen von Donkerpoort hierher geführt hat. Wir trinken Regenwasser aus einem Tank. Wir waschen uns, indem wir der Morgenluft das Trocknen überlassen, alldieweil wir kein Handtuch unser eigen nennen, und lassen den Wagen bis Tagesanbruch ruhig weiter knurren. Aber dann möglichst schnell in ein Gasthaus. Während wir noch herunterschlingen — verzeihen Sie mir diesen wahrheitsgemäßen Ausdruck — bringt ein Zeitungsjunge die „Randpost“. Es kämpft in uns Sparsinn und Neugier, aber nicht lange. Wenn man seit Wochen nur Gerüchte gehört hat, sucht man doch die letzten Pennys zusammen, um etwas aus der lieben Heimat zu vernehmen. Wir suchen hastig in den Spalten des Blattes, bis unsere Augen auf den Worten „geestdrift in Duitschland“ haften bleiben. Da lese ich, und schmunzelnd lasse ich's die beiden Holländer auch lesen, wie Sie in einer Versammlung von 3000 deutschen Männern und Frauen gegen die planmäßige Beschlagnahme deutscher Schiffe protestiert und ein kräftiges Wort geredet haben für die große deutsche Flotte der Zukunft. Heil Ihnen, daß Sie uner-schrocken unsers weitblickenden Kaisers Pläne verteidigen

Jetzt wo die Tage des Unglücks und der Not anbrechen, überlegen wir, was wir gesucht und gefunden haben. Wie wir beim Betreten des transvaalschen Bodens unsere Pässe zeigten, meinte der Kommandant erstaunt: „Ihr wollt Deutsche sein und schreibt Eure Pässe nicht deutsch?“ Wir hätten dem guten Mann eine Vorlesung frei nach Kirchhoff darüber halten können, daß es eine deutsche Schrift eigentlich nicht giebt. Wir thaten es aber nicht, sondern freuten uns, daß auch der afrikanische Hinterräudler deutsche Eigenart kennt und achtet.“ (Vielleicht war der Kommandant selbst ein eingewanderter Deutscher, wie es denn eine ganze Anzahl deutscher Hoofd-korporale, Feldkornets u. s. w. gab.)

„Und solcherlei haben wir öfters erfahren. Wir hielten eine kleine Schießübung bei Pretoria ab, als ein einheimischer Rechtsanwalt anwesend kam. Zuerst sah er mitleidig drein, dann staunte er, wie

er unsere Kugeln treffen sah, und schließlich bewunderte wir es den Buren mindestens gleich thaten im ruhigen Zielen und Abziehen. „Die Fremden müssen deutsche Soldaten gewesen sein,“ meinte sein Begleiter, ein Sohn der schottischen Berge. Und so war es ja auch. Na, die Schießübung endete mit einem gemüthlichen Zusammensein.“ (Bei Limonade.) „Da wunderten sich die Buren wieder, als wir ihr Volkslied sangen. Sie freuten sich, als sie hörten, daß es überall in Deutschland gesungen wird. Es dämmerte ihnen die erste Ahnung vom Alldeutschtum. Sie sprachen dütisch und wir deutsch, und beide Teile verstanden sich. Nun verlangten sie „das“ deutsche Lied, worunter sie übrigens nicht „Deutschland über Alles“ verstanden sondern „Heil Dir im Siegerkranz.“ Unsere Unterhaltung wäre für Eugen Richter sehr lehrreich gewesen, vielleicht auch für andere Bierbankpolitiker. Sie betraf die Schicksale des „Herzog,“ die Übermacht der Engländer und die Haltung Deutschlands oder vielmehr unseres Kaisers. Man spricht von England, von Frankreich u. s. w., aber immer nur von Kaiser Wilhelm. Nicht anders die Deutschen hier. Der Deutsche im Auslande erhofft und der Ausländer erwartet von Wilhelm II. eine Vermehrung der Flotte.

In Colesberg, wo wir Zeit hatten, habe ich kapländische Deutsche und Buren gesprochen, und immer wieder mußte ich ihnen vom Dampfer „Herzog“, vom Drogenschiff „Condor“ und vom deutschen Kaiser erzählen. Die deutsche Macht gilt für stärker, als sie ist. Ich bin z. B. gefragt: „Wann wird Euer Kaiser seine großen Schiffe nach London schicken?“ Oder: „Wie viel Tausend deutsche Soldaten sollen am nächsten Sonnabend in Pretoria ankommen?“ Wie ich neulich auf dem Rückzuge aus der Kapkolonie mit Buren zusammenritt, meinte einer von ihnen: „Ja, Neffe, es fehlen uns bloß Zehn Tausend von Euren Soldaten!“ Ein anderer fügte hinzu: „Und deutsche Artillerie wie die mit Grothaus, und dann, Ohms! ein paar Generale.“ (Grothaus focht mit Auszeichnung in Natal.) Zuweilen wird man auch ungeduldig, da die Hilfe ausbleibt und verliert den guten Glauben. So erzählten sich Bauern, nicht die Engländer hätten den General Cronje gefangen genommen, sondern deutsche Seesoldaten und Matrosen, die sich englisch ausgekleidet hätten. Ein Kompliment für unsere blauen Jungen.

Wir Deutschen haben allen Grund stolz zu sein und stolz aufzutreten. Ich verstehe darunter nicht den falschen Schneid derer, die Carrière machen wollen . . .“ Auf den Kaiser, der geradezu mythische Gestalt in der Vorstellung der Buren gewonnen hatte, si Mögliche zurück. Unglaublich, welche Gerüchte übe